Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 ℳ. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 ℳ. — ₰
Für einen Monat		1 ℳ. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	16 ℳ. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 ℳ. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 ℳ. — ₰
Für einen Monat		2 ℳ. — ₰
Tagweise für einen Band		— ℳ. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

Aus stürmischer Zeit.

Aus stürmischer Zeit

Von

Graf Adalmar Dabei

Dresden und Leipzig
Verlag von Heinrich Minden
1886

Erstes Kapitel.

Ein Duell und seine Folgen.

Heute gelangte die Rang- und Quartier-Liste der Königlich Preußischen Armee in meine Hände.

Es ist das jedesmal für mich eine Stunde der Erinnerung — geweiht meinen alten Kameraden — wenn ich dieses, für den aktiven Offizier so wichtige und vielleicht von allen im Jahre erscheinenden Büchern am sehnsüchtigsten erwartete, zum ersten Mal in die Hand nehme.

Wo sind sie geblieben, die einstigen, lustigen, blauen Reiter, mit denen ich die Jugend verbracht? —

Sie sind verdorben — gestorben — in alle Welten geschleudert! —

Von all den frischen, fröhlichen Freunden finde ich nur zwei — beim alten Regiment.

Und wenn ich die Blätter umschlage, und dem Einzelnen folge von Regiment zu Regiment und dann schließlich lesen muß:

„Rittmeister Graf Adolf, gest." — dann befällt mich unendliche Wehmut und Trauer.

Wie kurz geht doch das Buch der Bücher des Soldaten über Namen hinweg, die einst der Stolz und die Zierde nicht nur ihres Regiments — nein! unserer ganzen Armee waren!

Heute steht noch der lakonische Vermerk, über's Jahr fällt auch dieser fort, und nichts erinnert mehr in der Liste an den einstigen, langjährigen Freund und Waffengefährten!

— „sic transit gloria mundi." —

Ein alter, trauter Freund fehlt mir heute zum ersten Mal in der Rangliste! Sein Bild steigt im Geiste vor mir auf, und all die frohen und trüben Stunden, die wir dereinst im Krieg und Frieden gemeinsam verlebt — sie ziehen an meinen Augen, in meinen Gedanken vorüber. —

Wenn ich diese nun flüchtig auf's Papier werfe, so bitte ich im Voraus um Verzeihung.

Diskret will ich bleiben!

Diskretion war ja stets die Parole bei den Dragonern! —

Im Jahre 1868 war Paris für uns Offiziere noch ein begehrterer und in jeder Hinsicht angenehmerer Aufenthalt — als heutzutage!

Seitdem wir im Winter 1870—71 unsere Visiten-Karten in Form großer, eiserner Granaten dort abgegeben, hat die vielgerühmte, französische Gastfreiheit und Höflichkeit — wenigstens uns gegenüber — doch merklich und manchem sogar, recht „fühlbar", nachgelassen.

Doch damals war hiervon noch keine Rede!

Es war am 20. Dezember 1868; ich saß mit mehreren Regimentskameraden beim funkelnden Rheinwein im großen Konzertsaal des Palmengartens in Altburg, meiner damaligen Garnison. Wir hörten nicht viel auf die Musik, tauschten desto mehr Blicke mit den Frauen und Mädchen unserer Nachbarschaft aus,

sprachen von Jagd, Weibern, Pferden, Hunden und tranken mit Hochgenuß alten Markobrunner.

Ein Kellner überreichte mir eine Depesche.

Es war richtig, die Aufschrift lautete an mich:

„Graf Adalmar.

Altburg

Wenn irgend möglich kommen Sie sofort und bringen Pistolen mit.

Paris — Jockey-Klub.

Graf Adolf.“ —

So kurz und lakonisch der Inhalt — immerhin brauchte ich einige Zeit, um mir den Sinn der Worte zu deuten.

Um ihn auch meinen verehrten Leserinnen und Lesern verständlich zu machen, muß ich meinen besten Freund und mich vorstellen.

Leider muß ich mit mir anfangen! Ich war ein junger Reiteroffizier.

Mein Freund, Graf Adolf, hatte bei meiner Eskadron sein Jahr abgedient, seine Uebung absolvirt und wäre gerne zum Regiment übergetreten.

Aber, seine Familie! —

Sie konnte sich damals noch nicht in die neuen Verhältnisse schicken. 1866 annektirt, — grollte sie noch! Erst dem „großen Kriege" sollte es beschieden sein, sie aus „Muß-Preußen" zu ganzen, echten, treuen Preußen zu machen.

Daß mein Freund Reserve-Offizier wurde, dagegen hatten sie nichts einzuwenden. Es war schon Mode geworden! und diese Mode hat später unendlich viel dazu beigetragen, die, auf ihre schmucken Söhne stolzen Familien, mit den neuen Verhältnissen auszusöhnen.

Während der Zeit unseres Zusammenwirkens, hatten Graf Adolf und ich uns in inniger Freundschaft einander angeschlossen. Daher war die abschlägige Antwort seines Vaters uns Beiden ein gleich großer Schmerz gewesen.

Um seinen Sohn auf andere Gedanken zu bringen, hatte der alte Graf ihn mit einen Wechsel auf Rothschild nach Paris geschickt.

Von dort hatte er mir einige Male kurze Nachrichten zukommen lassen und nun — jene Depesche gesandt.

Was sollte ich thun?

Es war das immerhin eine eigene Geschichte! — Urlaub hatte ich zwar 14 Tage zum Fest, ich wollte Verwandte aufsuchen. Geld besaß ich in Hülle und Fülle, meine Finanzen waren damals noch wunderbar geordnet — außerdem hatte ich erst am letzten Sonnabend 8000 Franks am Roulette in Homburg gewonnen.

Doch immerhin schwebte mir so etwas wie ein französisches Gefängniß vor; denn: Pistolen mitbringen — also Duell. Sekundant sein — ohne Paß — also eingesperrt. Keinen Urlaub — jedoch schließlich ausgeliefert — aber Arrest. Das waren so die Gedanken, die mit Blitzesschnelle an meinem ahnenden Geiste vorüberzogen.

Doch „goldene, glückliche Jugendzeit!“ — warum bist du und dein herrlicher Leichtsinn auf dieser Erde?

Rasch entschlossen sprang ich auf:

„Ich fahre! — mag daraus werden, was da will!“ —

Unser Adjutant, die Vertrauensperson des ganzen Regiments, dabei ein durch und durch liebenswürdiger

und gewandter Kamerad, befand sich zufällig mit am Tisch. Ich bat ihn, mir einen Moment allein zu schenken, zeigte ihm das Telegramm und theilte ihm meinen Entschluß, sofort abzufahren, mit. Ferner ersuchte ich ihn, mich im Notfalle unterstützen und vertreten zu wollen.

Nachdem ich den Kameraden, ihnen ein frohes Fest wünschend, Lebewohl gesagt, und mich in eine Droschke geworfen, versprach ich dem Kutscher 10 Gulden, wenn er zuführe.

Zuerst zu Breuil!

Der Mann fuhr, daß die Funken stoben! Breuil hatte noch auf. Bald war ein Pistolenkasten von hervorragender Arbeit in meinem Besitz — und ich jagte, mein um 200 Gulden vermehrtes Conto hinter mir lassend zur Kaserne. Rasch war ein Koffer gepackt, die Uniform mit einem feudalen Civil vertauscht und ich konnte, die Pferde dem Reitknecht empfehlend, von neuem die Droschke besteigen.

Glücklich erreichte ich noch den Nachtzug.

In einem Koupee erster Klasse hatte ich, da ich erst jenseits der Grenze Gesellschaft erhielt, völlig Zeit und Muße, um über meine Reise und deren etwaige

Folgen nachzudenken. Nachdem ich mein Handgepäck untergebracht, mir eine Cigarre angezündet und mich bequem zurecht gesetzt — fiel mein Blick unwillkürlich auf den unheimlichen, kleinen Kasten, der sich mir gegenüber harmlos im Netze schaukelte. Aufstehend, öffnete ich ihn und betrachtete eins seiner zierlichen, blitzenden Insassen; spannte den Hahn; zählte — eins — zwei — drei — und drückte los.

Ja, wie niedlich sind doch diese Waffen! wie winzig ihr Geschoß! und dennoch — wie furchtbar beider Wirkung!

Ein Stückchen Blei — kaum sichtbar — genügt, um uns Menschen, die wir uns doch auf dieser Erde meist so unendlich wichtig und unentbehrlich vorkommen — für immer verstummen zu lassen! Und was würden mir die nächsten Tage bringen? Sollte ich vielleicht dazu helfen, daß mein liebster Freund aus dieser Welt geschafft würde? Oder, hatte das Schicksal ein Einsehen — und half dazu, daß nur ein Anderer von ihm daraus befördert würde?

Gesetzt den Fall natürlich, daß überhaupt Einer von Beiden auf unserer großen Erde zu viel sein müßte!

Worum handelte es sich in diesem Falle?

Worum handelt es sich überhaupt meistentheils bei diesen ernsten Spielen ums „Einzige“-Leben?

Geben wir uns — selten kommt es ja vor — die Mühe, der Frage näher zu treten — ihr auf den Grund kommen zu wollen; dann werden wir unter 100 Fällen immer mindestens 90 Mal ein Weib am unheilvollen Wege finden.

Und das: „où est la femme?“ welches bei allen Ehrenhändeln in Frankreich stets zuerst in Frage kommt, hat ebenso wie dort — auch bei uns, seine volle Berechtigung!

Ich wünschte, daß ein Jeder, ehe er seinen Sekundanten zur Forderung abschicken dürfte, mehrere Stunden vor dem schönen Bilde Ernst de Peerdts verbringen müßte. Denn jenes Bild — „Um Nichts“ — es sagt uns schon in seiner Unterschrift den Grund und die Ursache fast aller Duelle!

Dort liegt bleich und tot im weißen, nur vom Blut gefärbten Schnee, ein junger, schöner Ulanen-Offizier. Ihm zur Seite kniet, unbedeckten Hauptes, die welken, treuen Hände in tiefstem Schmerz gefaltet, sein alter, greiser Kammerdiener. — Was hat dem Alten all sein Sorgen und Wachen um das ihm von

den Eltern anvertraute junge Blut geholfen? So manches Unangenehme hat er von seinem jungen Herrn, von dessen frühester Kindheit an, schon fern gehalten! — Die Kugel durfte jener Treue, so gern er es auch gethan, nicht auffangen!

Und hinter Jenem, nah' am Baum, den Paletot noch immer sorgfältig überm Arm, die treuen Augen voller Thränen, starrt der ehrliche Bursche auf seinen sonst so heitern und nun — so stillen — Offizier. Noch kann er es ja nicht fassen, daß all das frische, frohe Leben nun für immer dahin — für ewig entflohen sei.

Weiter links stehen rat- und hilflos die Freunde und Sekundanten im leisen Gespräch mit dem Arzt.

All dessen Kunst ist eitel und Stückwerk heute!

Und endlich, dort drüben, der im tiefsten Seelenschmerz noch auf jener fluchwürdigen Stelle — von der aus das mörderische Blei dem Laufe entflohen und in die treue Brust seines ehemals besten Freundes gedrungen — weilende Gegner. In maßlosem Schmerz drückt er die Hände vor die Augen, vor die brennende Stirn. —

Zu spät! zu spät! o furchtbares Wort! Zu spät kam auch Dir die Reue!

Jetzt glaubst Du wohl Deine Ehre gereinigt — Dein Ansehen vor der Welt in helles Licht gestellt zu haben?

Nein! nach unsern Begriffen bist Du zwar kein Mörder!

Aber, warum krampft sich Dein Herz? Warum ringst Du die Hände? Warum bebt Dein ganzer Körper? —

Es ist die Reue, die wahnsinnige Reue, die Dir zuruft: „Um Nichts“ „Um Nichts“ hast Du Deinen Freund in den Tod geschickt!“

Und wehe! wehe! Dir! —

Wo Du auch immer seist — wohin Du auch fliehest, des Freundes Bild wird Dir folgen! Sein brechendes Auge wird Dir erscheinen — wird Dich martern — ja martern bis zum Wahnsinn! —

Wie viele Ehrenhändel wären zu vermeiden gewesen, wenn nicht die sogenannten „guten Freunde“ ihr Gift geträufelt; wenn nicht erbärmliche, anonyme Verläumder und Neider ihr ehrloses Spiel getrieben; und wenn nicht endlich Eitelkeit und übertriebenes

Selbstgefühl ein ruhiges, christliches zu Rate gehen verhindert hätten.

Doch meine heutigen Ansichten decken sich in keiner Weise mit meinen damaligen, im Eisenbahnkoupee.

In der Jugend sind wir geneigt leicht über Alles hinwegzugehen was uns irgend in den Weg gelegt. Unbedenklich stürzen wir uns in Verwicklungen, deren Lösung wir schlimmsten Falls gereiften Freunden oder sorgenden Angehörigen überlassen. —

Ein lauter Pfiff weckte mich aus meinen Betrachtungen, der Zug passierte die Grenze und ich schloß meinen Kasten.

In der alten Veste Straßburg erhielt ich ein junges Paar zu Reisegefährten. Ich räumte meine Sachen etwas beiseite, half der Dame beim Einsteigen und warf die Cigarre zum Fenster hinaus. Doch davon wollte die neue Reisegefährtin durchaus nichts wissen und zündete sich, bei meiner fortgesetzten Weigerung, selbst eine Cigarette an. Was blieb mir weiter übrig, als auch wieder zu rauchen. Bald war ein Gespräch im Gange, in dessen weiterem Verlauf wir uns gegenseitig bekannt machten.

Meine Koupeegenossen waren „Graf und Gräfin

Achilles de Camira.“ Der Graf stand bei den Kürassieren im Elsaß, und reiste eines dringenden Geschäfts wegen nach Paris. Seine kleine Frau hatte ihren, erst vor kurzem angetrauten Gatten nicht allein den Gefahren des modernen Babel aussetzen wollen und ihn daher begleitet, wie sie lachend erzählte.

Es war ein vornehm und gut aussehendes Menschenpaar, voll von überschwenglichen Glücks!

Sie, ein herziges, kleines Frauchen, mit dem vollendeten Chic und der ganzen bezaubernden Liebenswürdigkeit der vornehmen Damen Frankreichs. Was sollte es frommen, wenn ich das rosige, damals nie stillstehende Mündchen, die schmalen Händchen und Füßchen, die schönen vollen, blonden Flechten, welche so zierlich am Hinterkopf befestigt waren, oder die entzückenden Grübchen am Kinn und Wangen, oder den vollendet melodischen Klang der Stimme hier beschreiben wollte?

Eine Frau — wie Gräfin Camira gewesen — sie läßt sich nicht beschreiben!

— Lieb — süß und herzig. —

Wer vermöchte diese drei, schöne Frauen so unendlich anziehend machenden Eigenschaften zu schildern?

Oder sollte ich wohl gar den Anzug der Gräfin wiedergeben?

Im Leben der Frauen kommt es nicht darauf an was sie tragen; sondern wie sie es tragen!

Gelangte früher ein Modenblatt in meine Hände, so sagte ich mir oft: „wie schön muß diese Toilette sein!" Denn anmutig war das gutgewachsene Modell, welches sie auf dem Papier trug. —

Wenig Tage nur, und auf der Straße watschelte mir, mit Gold und bunten Steinchen behangen, die Frau eines Börsen-Barons entgegen. Groß, breit und fleischig tauchten unter den Falten des Rockes ihre Füße in übereinwärtser Stellung bei jedem Schritt in erschreckender Deutlichkeit hervor.

Farbe und Schnitt des Kleides war genau dem Journal entnommen. Doch, dort Grazie und Anmut! — hier plumpe Karrikatur! —

Und also ist es mit Allem im Leben der Frauen!

Was bei der Einen entzückt und bezaubert — wird bei der Andern — zur Lächerlichkeit! —

Graf Camira war hoch und schlank gewachsen, mit ausdrucksvollem Gesicht, welches kühne, schwarze

Augen und ein kecker, dunkler Schnurrbart schmückte. Er zählte damals sechsundzwanzig Jahre, und seine Formen waren die eines scharmanten, liebenswürdigen Weltmanns, verbunden mit der Gradheit und Ehrlichkeit des Soldaten.

Selten habe ich so angenehme und amüsante Reisegefährten gehabt, und ich bedauerte es aufrichtig, als der Zug in den Perron der welschen Hauptstadt einfuhr.

Keiner von uns dreien ahnte damals, daß sich unsere Lebenswege noch einmal kreuzen würden! —

Es mag drei Uhr Nachmittags gewesen sein, als ich, da ich Graf Adolfs Wohnung nicht kannte und in der Depesche auch nur der Jockey-Klub angegeben war, mich dorthin fahren ließ.

Vom schönen, ehemaligen Kaisergardisten, welcher im Klub die Stelle eines Portiers versah, erfuhr ich des Freundes Wohnung: — 7. Boulevard Haussmann —; aber der Mann versicherte mir, daß ich ihn dort keinesfalls antreffen würde, daß der Graf aber spätestens bis gegen fünf Uhr hier sein werde.

Uebrigens mußte sein Name beim Portier in

guten Klange stehen, denn der Mann sorgte in hervorragender Weise für mich, wies mir sofort ein Toiletten-Zimmer, bereitete oder ließ mir vielmehr ein Bad bereiten, so daß ich in Kurzem meinem äußeren Menschen wieder aufgeholfen, und völlig erfrischt in das Rauchzimmer des Klubs steigen konnte.

Langsam durchschritt ich die Flucht der Säle und Zimmer jenes berühmtesten aller Klubs.

Wie viel hatte ich schon von ihm gehört!

Und manche Französin hätte viele tausend Franks gegeben, dürfte sie an meinerstatt durch jene Räume wandeln. War doch der erste und nie verletzte Paragraph: „Kein weibliches Wesen darf je die geheiligten Räume, ja nur die Schwelle des Hauses überschreiten.“ Selbst nicht Scheuerfrauen durften hiervon eine Ausnahme machen, auch diese, sonst dem schwächeren Geschlecht zufallenden Arbeiten, wurden dort von Männern ausgeführt.

„Warum?“

Vielleicht ist durch jene Bestimmung der Hauptreiz für jenes Haus in den Augen der Damen geschaffen!

Zähle der Französin jegliches Stück der ganzen Einrichtung her, male ihr getreu auch den kleinsten

Raum aufs Papier, beschreibe ihr Alles -- bis aufs Genaueste. — Ungläubig und bedauernd wird sie sich von Dir wenden, vielleicht gar verächtlich Dir den Rücken kehren! —

Wie kannst Du es wagen, eine Pariserin für so einfältig zu halten, ihr glauben machen zu wollen — daß das „Alles“ wäre!

Was hätte dann wohl jener erste Paragraph für einen Sinn? —

Für mich hatte der Klub aber an jenem Nachmittag noch ein besonderes Interesse.

Da ich mich überall hin frei bewegen konnte, Niemand mich zu beachten schien — Paris ist eben Paris, die Weltstadt comme il faut — so war es mir möglich die einzelnen, zum Theil sehr interessanten, zum Theil grenzenlos verlebten und abgespannten Gesichter der Anwesenden, mit der stillen Frage zu betrachten — ob sein Besitzer es wäre, für welchen ich die Eine der kleinen, unten beim Portier abgegebenen Mordwaffen, mitgebracht hatte?

Unter solchen Gedanken langte ich wieder im Rauchzimmer an, und ließ mich, den Gaulois zur Hand

nehmend, in einen der Sessel am Kamine nieder, um dort des Freundes Ankunft zu erwarten.

Endlich hörte ich sein Lachen!

Ich hätte dieses herzliche Lachen unter Millionen heraus erkannt!

Und der Graf war es! Er erschien mit einigen seiner Bekannten und flog, mich erblickend, in meine Arme.

Ja, das war mein alter, lieber Freund, der beste, bravste Geselle, mit den blauen, treuen Augen, mit dem kühn gewirbelten, dunkel-blonden Schnurrbart, mit der schlanken, eleganten Gestalt! Alles an ihm war noch dasselbe! Seiner unverwüstlichen Natur, hatte das Leben im wilden Pariser-Strudel nichts anzuhaben vermocht.

Nach kurzer Vorstellung, setzten wir uns zu Tisch.

Wenn mir auch ringsum nur fremde Nachbarn, so thaten die wunderbaren Erzeugnisse des Klubkochs und der herrliche Lafitte das ihrige, um mich bald in eine überaus behagliche Stimmung zu versetzen. Dazu die internationale Gesellschaft, alle Länder und Völker waren an der langen Tafel vertreten und ein Jeder bemühte sich liebenswürdig und unterhaltend zu sein.

Hierzu kam, daß ich zu meiner Freude wahrnahm, welch ungetheilter Sympathie sich mein Freund unter all den zusammengewürfelten Kavalieren erfreute.

Nach Tisch refüsirten wir eine Aufforderung, uns am Baccarat zu betheiligen, und fuhren in des Grafen Wohnung.

Im Kamin knisterte und knasterte das Feuer, Funken sprühten wild umher, als ich mit meinem Stock in die Glut stieß. Des Grafen Reitknecht stellte Gläser und Flaschen auf den Tisch und entfernte sich.

Endlich, nachdem der Freund mir in herzlichen Worten mein Kommen gedankt, begann er, mir folgende Geschichte zu erzählen:

„Ich muß, um Dir die ganze Angelegenheit, zu dessen blutiger Austragung ich Dich hergebeten, verständlich zu schildern, zurückgreifen auf vergangenen Herbst.

Mein Vater hatte verlangt, ich sollte mich hier bei Hofe vorstellen lassen, hatte mir eine Menge Empfehlungen beigelegt, und darauf hin wurde ich der Kaiserin Eugenie in Versailles präsentirt.

Die Kaiserin war fabelhaft liebenswürdig, und wohl

infolge dessen wurde ich zu allen Festen und Ausflügen befohlen. Wohl vier bis fünf Mal in der Woche, weilte ich auf diese Art in Versailles; die Herrscherin Frankreichs kennt ja weder Ruh noch Rast, unaufhörlich verlangt sie nach neuem Nervenreiz und Abwechselung. Die Hofdamen wußten davon genug zu erzählen, und Einzelne klagten mir bei näherer Bekanntschaft, daß ein derartig aufreibendes Leben kaum für Männer, geschweige denn für Frauen auf die Dauer zu ertragen sei.

Von all den schönen weiblichen Wesen mit denen Kaiserin Eugenie sich umgeben, war es eine ihrer Hofdamen, Gräfin de la Roche, zu welcher ich mich besonders hingezogen fühlte.

Die junge Gräfin umgab ein ganz eigener Zauber. Es war nicht die blendende Schönheit, nicht die bezaubernde Anmut, welche mich zum Sklaven der Kaiserlichen Hofdame machten.

Nein, es waren ihre Augen!

Denke Dir ein Paar große, nußbraune Augen, von prächtigen Wimpern beschattet; in ihnen las und las ich, ihre Sprache wollte ich zu ergründen suchen! Und dennoch wollte es mir nicht gelingen das Rätsel in

ihnen zu lösen. Einmal, konnten diese Augen hell aufleuchten im frohen, herzlichen Lachen, dann aber, wieder so drohend, so voller Haß nnd Verachtung umherblicken. Und endlich, sahen mich einmal jene Augen so klagend — so bittend — so Hilfe heischend — an, daß ich von ihnen träumen und immer wieder an sie denken mußte.

Der Herrin dieser Augen schloß ich mich an. Sie war so gut, so lieb zu mir, sie lehrte mich unsere Umgebung kennen, beschrieb mir Menschen und Verhältnisse des Hofes in so geistreichen und treffenden Bildern, daß ich in Kurzem damit vertraut war.

Je näher ich die Gräfin kennen lernte, desto unbegreiflicher wurde mir der jähe Wechsel in ihrer Stimmung. Was konnte ein junges Mädchen — denn für ein solches hielt ich die Hofdame der Kaiserin — bewegen, so plötzlich, aus reizender Ausgelassenheit in ein traumhaftes Brüten, oder in eine sich auf die verschiedensten Arten äußernde Nervenaufregung zu verfallen? —

Hatten uns die Bälle und Feste im glänzenden Versailler Schloß zu Freunden gemacht, so machten uns die Jagden und Reitpartieen in seiner herrlichen Umgebung, zu unzertrennlichen Genossen.

Wo ein Kaiserlicher Pikeur ins Jagdhorn stieß, dort fanden wir uns ein.

Im Forêt de Marly und im Bois de Meudon, im Walde von St. Germain — und wo sonst die Meute bellte, überall erschien es uns undenkbar, daß unsere Pferde anders als Hals an Hals über die Felder und durch die alten Wälder galoppirten. Mir stieg dabei auch nicht die entfernteste Ahnung auf, daß irgend Jemand aus der glänzenden Versammlung etwas Arges dabei finden könnte.

Und warum auch?

Durfte Gräfin de la Roche nicht die Huldigungen eines Grafen Adolf entgegen nehmen?

Doch die Gesellschaft ist überall dieselbe! —

Die Saison ging zu Ende.

Kaiserin Eugenie reiste nach Biarritz.

Gräfin de la Roche brauchte ihrer Gebieterin nicht zu folgen sondern begab sich nach Paris.

Ich war glückselig darüber und erbat mir ihre Einwilligung andern Tages ihr meine Aufwartung machen zu dürfen.

Dunkler Purpur übergoß, bei dieser, doch keineswegs unbescheidenen oder außergewöhnlichen Bitte,

das schöne Antlitz der Gräfin. Sie wollte mir etwas anvertrauen, ich sah den inneren Kampf an ihren zuckenden Lippen, doch sie zerbrach nur das Elfenbein ihres Fächers, wohl ohne eine Ahnung davon zu haben. Dann fuhr ihr Kopf plötzlich energisch in die Höhe, entschlossen klappte sie die elfenbeinernen Reste in der Hand zusammen, richtete ihr herrliches Augenpaar flehend auf mich und bat:

„Besuchen sie mich nicht!“

Den Eindruck, welchen diese Worte auf mich gemacht, mußte den Erwartungen der Gräfin nicht entsprochen haben; denn bleich und immer bleicher färbte sich die reine Stirn und fast mit gespanntem Athem, mit stillstehendem Busen, harrte sie einer Erwiderung.

Mir hatte die Verweigerung meiner Bitte eigentlich wenig Eindruck gemacht. Erstens hoffte ich die Gräfin, auch ohne ihr einen Besuch machen zu dürfen öfter wiederzusehen; dann aber schrieb ich die abschlägige Antwort den mir nicht bekannten französischen Sitten zu. Ich glaubte die Hofdame im Kaiserlichen Schloß wohnend — und vielleicht war es dort nicht gestattet Herrenbesuche zu empfangen.

Nur, um überhaupt etwas zu sagen, fragte ich, ob wir nicht unsere gemeinsamen Ausflüge zu Pferde fortsetzen wollten? Wir konnten uns ja vielleicht zufällig im Bois treffen! Wer sollte im großen Paris etwas darin finden?

Nach einigen Zögern willigte sie ein und versprach — sobald es das Wetter irgend zuließ — täglich gegen zehn Uhr die Akazien-Allee zu kreuzen.

Wenn ich jetzt an das ganze Benehmen der Gräfin zurückdenke, so muß ich zugeben, daß vielleicht ein Anderer an meinerstatt sich nach den Verhältnissen oder wenigstens nach der Wohnung der Hofdame erkundigt hätte.

Viel Schmerz wäre mir — vielleicht uns Beiden — dadurch erspart geblieben! Doch mir fiel das nicht ein; denn einmal frage ich grundsätzlich keinen Menschen nach seinen Verhältnissen, wer mir etwas anvertrauen will, der mag das auch unaufgefordert thuen. Dann aber war mir der Ruf der Gräfin zu heilig, als daß ich ihn — und wäre es auch bloß durch eine ganz harmlose, müßige Frage — in den Mund, mir immerhin fremder Leute, denn an solche mußte ich mich doch wenden — gebracht hätte. —

Darauf begannen für mich jene herrlichen Tage, die ich nie vergessen werde!

Pünktlich um zehn Uhr ritt ich täglich in der Akazien-Allee auf und ab. Bald erkannte ich den edlen Braunen der Gräfin, die nur von einen Groom gefolgt, die Allee passierte. Wie zufällig trafen wir uns in einer der Seiten-Alleen und ein langer Galopp brachte uns bald aus dem Bereich des Menschen-Gewoges.

Weit dehnten wir unsere Ritte aus; nach der Brücke von Neuilly an Bougival vorüber nach Argenteuil, oder wir ließen St. Denis rechts und galoppierten nach dem herrlichen Enghien, umritten seinen See, und kehrten auf weichen Rasenwegen zur Stadt zurück. Sogar bis nach Montmorency und Margency streiften wir.

Also vergingen mir die letzten sechs Wochen.

Nie hatte die Gräfin in all der Zeit ein Wort über ihre Familie gesprochen.

Daß ich keine neugierige Fragen stellte, wirst du begreifen; hatten wir doch auch ohnedies uns genug mitzutheilen!

Manchmal überfiel meine Freundin eine tiefe

Traurigkeit, jedoch ein rascher Galopp stellte bald ihre rosige Laune wieder her.

Zwar erschien sie mir dann wie eine zürnende Göttin, die auf wildem Roß die Erde zerstampfen, die Welt aus dem Fugen reißen möchte; doch, je rasender ihr Tempo, desto größer war ja für mich die Lust, und desto bewunderungsvoller und stolzer, blickte ich auf das herrliche Weib an meiner Linken.

Und dann konnte die Gräfin auch wieder so sanft und herzig, so traut und lieb ausschauen, daß ich am liebsten vom Pferde gesprungen und sie in meine Arme an mein Herz gerissen hätte, um sie nie, nie wieder daraus zu lassen.

Doch sei es, daß sie solches geahnt, gefühlt haben mag! Ein wilder Riß in die Kandare, ein Hieb auf ihres edlen Renners Flanken — und fort brauste das erschrockene Thier. Oft wurde es mir schwer, der Gräfin zu folgen, denn grade aus, über Gräben und Hecken durch Sturzäcker und Kornfelder fort, nur immer fort, ging die wilde Jagd. Bis endlich die Kräfte des Braunen erlahmten, und dem schnellen Ritt von selbst dadurch ein Ende bereitet wurde.

Auch nach solchen Ritten habe ich die Gräfin nicht nach deren Ursache gefragt.

Ich hatte gehört, daß Frauen oft Launen haben.

Warum sollte eine Hofdame der Kaiserin Eugenie nicht auch solche besitzen? Was hatte ich überhaupt zu fragen!

War mir das Tempo zu rasch, hätte Gräfin de la Roche mir mit vollem Recht den guten Rat geben können, doch in Zukunft allein zu reiten.

Wer lernte jemals die Frauen von Grund aus kennen?

Und ich — ich liebte diese Frau! so wahr, so innig! ich wäre, gäb's einen Weg dahin, zur Hölle mit ihr und für sie geritten!

Doch genug davon! Genug von jener Zeit! —

Es sind drei Tage her, da ritten wir auch vom Kreuzzungsweg der Kastanien-Allee ab, es war ein frischer klarer Morgen, leichter Frost war über Nacht eingetreten, die Sonne schillerte und glitzerte auf den Wegen.

Ich war so froh — so glücklich!

Da die Gräfin den Weg nach Versailles durchaus nie einschlagen wollte; — vielleicht der vielen Menschen

wegen, die auf jener Straße verkehrten, so schlug ich die Straße nach St. Denis vor. Bis Ouen ritten wir an der Seine, dann bogen wir an der Fabrik ab, ritten am Grand Cèrve vorbei, durchs Thor hindurch, nach Pierrefitte. Dort wußte ich ein stilles Wirtshaus, zu diesem lenkte ich unsere Pferde.

Die Gräfin hatte nichts dagegen, als ich ihr vorschlug dort einmal einzukehren. Im Gegentheil, sie schien mir fröhlicher wie seit lange.

Ich sprang ab und fing die langsam aus dem Sattel Herabgleitende in meinen Armen auf. Nur einen Moment länger, nur ein Wenig fester, als es vielleicht nötig, lehnte sie sich an meine Brust. Ich konnte nicht widerstehen!

Fest drückte ich das geliebte Weib in meinen Armen an mich: „bleib' mein! werd' mein! fürs ganze, ganze Leben!" ich rief es aus! ich konnte nicht anders! Dabei küßte ich ihre Stirn, küßte das seidenweiche Haar, von welchem der Hut gefallen. —

Plötzlich hob der Braune der Gräfin den Kopf und wieherte.

Der Richtung der Augen des klugen Thieres folgend bemerkte ich zwei Herren zu Pferde. Annehmend, daß

jene sich gleichfalls erfrischen wollten, ließ ich Gräfin la Roche aus meinen Armen und bat sie ins Haus zu treten.

Da drang höhnisches Lachen von jenen Reitern her an mein Ohr.

Die Peitsche krampfhaft umfassend, suchte ich die Gefährtin schnell ins Haus zu bringen. Doch schon hatte sie sich umgewandt!

„Um Gottes Willen kommen Sie! lassen Sie uns reiten! der Graf! der Graf!“ —

Erstaunt blieb ich stehen. Zuerst blickte ich die Herren an, dann die Gräfin. Doch diese stand bleich und zitternd da; nie vorher hatte ich sie so gesehen.

Dann wankte sie zu ihrem Pferde; ich hielt ihr die Hand hin zum Aufsteigen, ob ihr Fuß sie berührt, ich weiß es nicht!

Im wilden Galopp jagte sie davon.

Wie ich in den Sattel gekommen, kann ich mich nicht mehr erinnern; soviel weiß ich aber, daß meine Reitpeitsche einen ziemlich scharfen Laut in unmittelbarer Nähe der Köpfe jener beiden Reiter abgegeben hat.

Bald war ich in gleicher Höhe mit Gräfin la Roche. Ich glaubte, die Gräfin fühlte sich compromittirt.

Ich fand kein besseres und einfacheres Mittel, als der Gräfin in kurzen Worten meine Hand anzutragen; alsdann mußten ja alle Schandmäuler verstummen.

Doch die Wirkung meiner Worte, meiner offenen und ehrlichen Werbung, war anders, als ich erwartet hatte!

Statt in meine ihr dargebotene Hand einzuschlagen, brach sie in ein ihren ganzen Körper erschütterndes Weinen aus; und:

„Lassen Sie mich! Erbarmung! lassen Sie mich!" war alles, was ich verstand.

Während dessen jagten unsere allmälig schäumenden Pferde in immer gleichem wilden Tempo auf der Chaussee entlang.

Ich wußte nicht, was ich von der Gräfin denken sollte!

Doch irgend eine Lösung mußte ja auch dieses Rätsel haben!

An jenem Mittag jedoch sollte sie mir nicht werden, denn als unsere Pferde im Sande des Bois schließlich von selber in Trab gefallen, wandte sich die Gräfin, reichte mir die zitternde Hand und hauchte mir die Worte zu:

„Verzeihen Sie mir! ich konnte nicht anders!“ —

Ich ritt nach Hause, und versank dort angekommen in tiefes Nachdenken.

Was sollte ich verzeihen?

Wenn ich doch das gewußt hätte!

Ich ließ mir das Diner auf mein Zimmer bringen und saß grübelnd am Kamin, als ein Bekannter zu mir trat und mich zur Oper abholen wollte. Ich hatte mich Tags zuvor verabredet, die Nilsson und Foure im Faust zu hören.

Was sollte mein Grübeln mir nützen, also fort, unter Menschen!

Nach dem zweiten Akt stand ich an der schönen Treppe der neuen Oper und schaute auf das Menschengewühl, als Kapitän de Barrège von der Artillerie, einer meiner näheren Bekannten, zu mir trat und mir mittheilte, daß er mich schon in meiner Wohnung gesucht und dann mir hierher gefolgt sei.

Ich bat ihn, in meine Loge zu treten. Dort erfuhr ich, daß — Gräfin de la Roche verheiratet — seit drei Jahren verheiratet sei!! — und zwar mit einem alten Roué! — und daß dieser Roué — dieser Gatte der Gräfin de la Roche — einer der beiden Herren

gewesen, die am Morgen am Wirtshaus in Pierre-fitte jenes Lachen ausgestoßen. —

Jetzt wurde mir vieles klar! —

Aber dunkel, fast finster schien mir meine Zukunft! —

Mechanisch ließ ich mich in meinen Sessel gleiten. Zehn Nilssons hätten das Gretchen singen können, ich hätte sie doch nicht gehört!

Als endlich der Vorhang gefallen, riß ich mich gewaltsam zusammen, ich schreckte vor dem Alleinsein, ich fuhr in den Klub.

Bei meinem Eintritt bemerkte ich sofort, daß man von mir gesprochen.

Ich wollte unbefangen erscheinen, alle Kraft zusammennehmend, gesellte ich mich zu den Ausgelassensten der ganzen Gesellschaft. Im roten Blut der burgundischen Erde hatte ich bald meine Stimmung wiedergefunden. Als die Karten auf den Tisch gelegt, fing ich an zu spielen. Mich überfiel ein wilder Taumel, ich setzte wie ein Rasender — und gewann!

Gewann immer zu! Zuletzt spielten nur noch ich

und der Bankier; alle Anderen hatten aufgehört zu pointiren.

Und im tollen Rausch rief ich der Bank mein — „va banque“ — zu.

Gewonnen!

Dort in jenem Kasten liegt das ganze, elende Gold!

Nimm es!

Gieb es den Armen! thue Gutes damit!

Keinen Pfennig will ich von jenem verdammten Mammon haben!“

Und weiter sprechend, sagte Graf Adolf leise:

„Auch sie, auch diese herrlichste aller Frauen, die ich so unsagbar geliebt, auch sie wird sich durch elendes Gold von jenem alten Sünder haben kaufen lassen!“ — “ —

Das war der gedrängte Inhalt der Erzählung, welche mir mein Freund am 21. Dezember Abends vor dem Kamin anvertraut hatte. —

Eine Weile starrten wir beide schweigend in die Flammen; unsere Gedanken mögen aber weit auseinander gegangen sein!

Er litt noch unbeschreiblich unter der Idee, daß Gräfin de la Roche ihn absichtlich getäuscht, und eine scharfe Bitterkeit gegen sie war aus dem Ton seiner Worte mir entgegen getreten.

Ich wußte anfangs nichts besseres zu beginnen, als Cigarren herbeizuholen, mir selber eine anzuzünden und dann den Grafen dazu zu bereden.

Als wir einige Zeit Rauchwolken ausgestoßen und ich glaubte, daß der beruhigende Einfluß des Nikotins einige Wirkung auf den Freund hervorgebracht, befragte ich ihn, welche weiteren Schritte später vom Grafen de la Roche erfolgt seien.

Adolf langte eine Karte vom Tisch und hielt sie mir hin.

Es war die Karte la Roches.

Auf der Kehrseite stand:

„Euer Hochgeboren!

Da unsere heutige Begegnung zu meinem Bedauern so kurz, bitte ich eine nächste mit dem Grafen Camira verabreden zu wollen.

Paris, am 18. Dezember 1868.“ —

Bis heute, also den 21., hatte sich weder ein Graf Camira, noch sonst wer bei Graf Adolf sehen lassen.

Immerhin war das sonderbar, denn in der Regel werden derlei Angelegenheiten außerordentlich schnell erledigt. Das Beste war aber jedenfalls, wenn wir ruhig warteten, was noch kommen würde.

Der Graf erkundigte sich nach Pistolen, und während ich diese auspackte, entkorkte er eine Flasche und schenkte ein.

Mit erhobenem Glase und die Pistole in der Linken stieß ich auf meines Freundes und seiner Waffe Glück an. Ein Zug, und in tausend Splitter zerschellt, lag das Glas in der Glut des Kamins.

Mir erschien das Verhalten der Gräfin in einem ganz anderen Lichte als dem Freunde, denn unmöglich war es mir zu glauben, daß diese ihr Verheiratetsein dem Grafen hätte verheimlichen wollen. Nach allem, was mir der Freund von ihr mitgetheilt, war dieses von vorne herein für mich ausgeschlossen. Es wäre doch auch zu thöricht gewesen, jene, ganz Paris be-

kannte Thatsache einem Herren, welcher mitten in der Gesellschaft lebte, verbergen zu wollen!

Wunderbarer Weise hatte mein Freund dieses sonst Jedermann bekannte Ehebündniß nie erfahren.

Es war ein allerdings seltenes, aber doch immerhin ab und zu vorkommendes Spiel des Zufalls; unterstützt wurde dieser durch die edle Art des Grafen, nie über Frauen zu sprechen; und ferner durch die Stellung der Gräfin als Hofdame, denn solche wird in Frankreich, im Gegensatz zu Deutschland, auch von Frauen eingenommen. Und durch all dieses war Graf Adolf in dem Glauben geblieben, daß Gräfin de la Roche noch ledig sei.

Nie und nimmer durfte er dieser einen Vorwurf machen! — Solches betonte ich denn auch ganz klar und eindringlich in unserer weiteren Unterhaltung. Und den Einwand, daß die Gräfin doch an seinem ganzen Wesen, aus seinen Gesprächen gemerkt haben müße, daß er sich für sie interessiere, daß er sie für ledig gehalten, mußte ich als furchtbar naiv belächeln.

Wie blind werden doch die gewandtesten Lebemänner — wenn sie lieben! —

Nach meiner Ueberzeugung waren der Gräfin die

Erklärungen und Liebesbetheuerungen in einem ganz anderen Lichte erschienen.

Ihre öftere Flucht, ihre Seelenkämpfe waren doch deutliche Zeugen des Kampfes, in welchem auf der einen Seite die Pflicht — auf der anderen die erwachte Liebe zum Grafen standen.

Ich konnte mich so lebhaft in die Stimmungen der armen Frau hineindenken; konnte ihr so nachfühlen, wie sie den alten, erbärmlichen Gatten geflohen, wie sie Schutz, Hilfe und Trost bei dem Manne gesucht, der ihr als das Idol aller Männlichkeit erschienen war. —

Doch, wer hätte je einen Menschen — und wäre es sein bester Freund gewesen — von einer einmal fest angenommenen Meinung abbringen können? —

Auch ich gab den Versuch damals auf, und wir streckten uns auf unsere Lager, um uns, ein Jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, noch lange auf denselben hin- und herzuwerfen.

Gegen neun Uhr, wir saßen beim Thee, trat am andern Morgen auf unser „Herein“ ein französischer Offizier in Adolfs Zimmer. Was ich mir gestern bei

Lesung des Namens Camira schon gedacht, jetzt war es mir Gewißheit.

Mein Reisegefährte sollte Graf de la Roche sekundiren!

Naturgemäß war sein Erstaunen größer, mich unerwartet dort zu treffen, als das meine, ihn eintreten zu sehen.

Jedenfalls hatte aber unser Bekanntsein den einen unschätzbaren Vortheil, wir verhandelten wie zwei Freunde.

Als Camira sich als Bevollmächtigter seines Schwagers de la Roche vorgestellt und dessen Willen uns mitgetheilt, die Angelegenheit durch Waffen auszutragen, stellte mich Graf Adolf als seinen Sekundant vor und erklärte sich im voraus mit Allem einverstanden, was ich für ihn auszumachen für gut befände.

Alsdann verließ er uns.

Und denselben Platz, den der Freund soeben verlassen, nahm der Bevollmächtigte seines Gegners ein.

In aller Kürze theilte ich ihm mit, was ich am Abend vorher erfahren, suchte ihm das unglückliche Mißverständniß in Bezug auf das Verheiratetsein seiner

Schwägerin deutlich zu machen; und theilte dann aber völlig seine Ansicht, daß trotz alledem ein friedlicher Ausgleich auch mir der Sachlage nach unmöglich erschien.

Also blieb nur — die Entscheidung durch Waffen.

Gegen Florett war ich entschieden! einmal hatte mein Freund wohl nie im Leben so ein Ding in der Hand gehabt; dann aber war mir der Gedanke ekelhaft, daß dieser, in Jugend und Kraft strotzend, sich mit einem Greise, denn als solcher war mir Graf de la Roche geschildert, herumstechen und balgen sollte.

Da mir, als Vertreter des Geforderten, ohnedies die Entscheidung der Waffen zufiel, so bestimmte ich — Pistolen.

Alles Uebrige war bald erledigt.

Ich sollte für Waffen, Camira für den Arzt und die Unpartheiischen sorgen. Anderen Tages acht Uhr wurde das Rendez-vous auf Schneuse dreiunddreißig im Walde von Montmorency festgesetzt. —

Händeschüttelnd verließ mich Camira und ich suchte Graf Adolf auf, welcher inzwischen seine Pferde hatte satteln lassen und mich zu einem Ritt ins Bois aufforderte.

Das ließ ich mir natürlich nicht zweimal anbieten, und in wenigen Momenten konnte ich vom Rücken eines vortrefflichen Blutpferdes aus, dem Freunde die Resultate unserer Verhandlungen erzählen.

Als er sich mit allem zufrieden erklärt, begann ich mir Leben und Treiben des immer ruhelosen Paris anzusehen.

Giebt es doch, für mich wenigstens, nichts Herrlicheres, als die Welt vom Rücken eines edlen Rosses aus, zu betrachten.

Wir ritten durch den Triumphbogen.

Wer von uns ahnte, daß wir in wenig mehr denn zwei Jahren diesen — wenn auch von der anderen Seite kommend — passiren würden?

Wie verschieden waren doch diese beiden Ritte!

1868 zogen wir im bürgerlichen Gewande, ungewiß, was uns der morgende Tag bringen würde, durch das stolze Thor.

1871 zogen wir — das Herz von seliger stolzer Lust geschwellt, die Augen im freudigen Siegestaumel glänzend, inmitten treuer Kampfgenossen, die Brust geschmückt mit dem Zeichen der Zufriedenheit unseres Kaiserlichen

Kriegsherrn, dem eisernen Kreuze — ein in dasselbe Thor.

Und unter den Augen unseres vergötterten Herrschers war es bei jenem Einzuge noch Einem unserer Offiziere vergönnt zu zeigen — daß Preußens Reitern — kein Hinderniß unüberwindlich.

Lieutenant v. B., welcher als erster deutscher Reiter in die eroberte Hauptstadt einzog, fand den Triumphbogen mit schweren eisernen Ketten abgesperrt, und sah auf den Gesichtern der gaffenden Massen nur höhnisches Grinsen.

Doch zu früh hatten jene triumphiert!

Ohne Besinnen sprengte der schneidige Offizier in das Thor, und sein braver Fuchs ließ den Herrn nicht im Stich!

In mächtigen Sätzen nahm das treue deutsche Pferd die Hindernisse welche Wälschlands Männer für unüberwindlich gehalten.

Der ganzen Welt, selbst den Feinden imponirte damals dieses kühne Reiterstück!

An jenem 21. Dezember 1868 wandten wir von jenem Bogen ab ins Bois.

Scharf spähte Graf Adolf nach allen Seiten aus

Nach raschem Galopp gelangten wir in eine Allee und ließen dort die Thiere in Schritt fallen.

Außer einer Reiterin, gefolgt von ihrem Diener, waren wir allein.

Doch dem Freunde schien das gerade zu passen, wie der Wind jagte er auf die Einsame zu.

An einer Kreuzung hatte ich gelesen — „Akazien-Allee“ — ich wußte genug! —

Langsam ritt ich zurück.

So mag eine Viertelstunde vergangen sein, deutlich hörte ich den Galopp zweier Pferde hinter mir, sie wurden in meiner Höhe parirt, und ich schaute in ein bleiches, wunderbar herrliches Frauenantlitz.

Für solch Weib hätte ich mich drei Mal todschießen lassen!

Weiter habe ich in jenem Moment nichts gedacht.

Keiner sprach ein Wort.

Ich sah noch immer auf die unvergleichliche Reiterin, welche, endlich dem Schweigen ein Ende bereitend, mir die Rechte reichte und sagte: „Haben sie Dank, daß sie gekommen.“

Ich beugte mich auf die schmale Hand und drückte

aus innerstem Antriebe einen langen Kuß darauf. Dann blickte ich noch einmal in die stolzen, klagenden, reinen Augen.

Da wußte ich es sicher, diese Augen, dieses Weib — waren keiner Lüge fähig!

Nur wenig Worte tauschten wir noch; ich versicherte der Gräfin, daß sie in jeder Weise auf mich rechnen könne.

Dann folgte ein kurzer, wehmütiger Abschied und fort war die schönste Frau, welche mir bisher im Leben begegnet. —

Unter den mannigfachsten Geschäften verlief der weitere Tag; ich bestellte einen Kommissionär und bot ihm Graf Adolfs Einrichtung an, Pferde, Alles, wie es stand und lag. Der Mann nannte eine lächerliche Summe und zahlte kurz darauf das Zehnfache.

Dann lohnte ich den Jockey, bezahlte den Wirt, bestellte einen Wagen für den nächsten Morgen, packte Adolfs Koffer mit dem Allernotwendigsten, und übergab schließlich — nach dem ich mit meinem Freunde darüber nochmals Rücksprache genommen und er bei

seiner gestrigen Absicht beharrte — den Kasten mit dem gewonnenen Mammon den Schwestern von Sacré-coeur ihm „reichen Gottes Segen" dafür zurückbringend.

Der 22. Dezember brach an.

Adolf übergab mir „auf alle Fälle" einige Briefe, welche er in der Nacht geschrieben. Wir kleideten uns bei Licht an, hüllten uns in Pelze und bestiegen den zurückgeschlagenen Wagen.

Paris erwachte.

Je höher die Sonne stieg, desto kälter und fühlbarer brachte sich der Wind zur Geltung. Zehn Minuten zu früh gelangten wir, als die Ersten, auf die verabredete Stelle. Ich halte das entschieden für einen großen Vortheil, denn unbeobachtet darf sich der Schütze das Terrain besehen, kann die später Anlangenden unbefangen und vorbereitet erwarten.

Adolfs Hand ergreifend, bat ich ihn, unserm blauen Rock zum neuen Siege zu verhelfen, ruhig zu zielen, und alles Uebrige, dem lieben Gott dort Oben zu überlassen. —

Das Herz klopfte mir vor Freude, als ich sah, wie heiter und gefaßt er die Gegner begrüßte.

Ich trat zu Camira und versuchte einen Vermittlungsversuch, Graf de la Roche wies ihn ab.

Wir besteckten die Distance mit Zweigen und loosten die Waffen aus.

Die Gegner nahmen ihre Plätze ein. —

Der Unpartheiische zählte:

„Eins! — Zwei! — Drei!! —“

Ein Doppelknall! — Rauch! und als sich dieser verzogen, sah ich uns gegenüber auf dem gefrorenen Boden einen stillen Mann liegen! —

Der Arzt beugte sich zu ihm — zuckte die Schultern! Ich trat heran und schaute stumm in ein wachsbleiches Antlitz, welches abschreckend verlebt aussah.

Unwillkürlich mußte ich an jenes herrliche, jugendliche, stolze Weib von heute Morgen denken.

An die nunmehrige schöne Wittwe des Grafen de la Roche!

Nach kurzem Abschied brachte uns der Wagen nach Montmorency, wo ich zwei Billets nach London — via Calais-Dover nahm. Der Steamer Invicta trug uns über den Kanal, und um 5 Uhr 40 Mi-

nuten fuhren wir auf der Cannonstret Station in London ein.

Rasch nach Blackfriars, wo wir am Victoria-Embarkment im Royal-Hôtel vorzüglich durchwärmte Zimmer und wohlthuende Ruhe fanden.

Zweites Kapitel.

Ostende.

Der nächste Morgen brach für uns, wenn auch spät, so doch hell und freundlich an. Im Kamin loderte Feuer; von unseren Betten aus konnten wir bequem die Themse, die Blackfriars und die Alexandra-bridge sehen. Welch ein Jagen und Drängen, welch ein unaufhörliches Rasseln der Züge! Fürwahr, London fing an, uns zu imponiren!

Und wie herrlich ruhte es sich, während rings umher Alles hastete und Niemand Zeit zu haben schien.

Während ich dem Freunde die mir anvertrauten Papiere übergab, warf ich einen beobachtenden Blick auf ihn.

Er war vollkommen ruhig, und hatte wohl keinen Herzschlag mehr als früher!

Eine echte Soldatennatur! die nur vorwärts sehen darf. Was hinter uns liegt, ist abgeschlossen! —

Dank der Liebenswürdigkeit der Kameraden von Ihrer Majestät Horse-quards, vergingen uns einige Tage rasch an der Themse Strand.

Doch mein Urlaub lief ab, und auch für Adolf war es Zeit, einen Entschluß über seinen demnächsten Aufenthalt zu fassen. Nach Paris konnte er nicht zurück! Die französischen Blätter brachten einen Steckbrief, in welchem alle Kaiserlichen Behörden aufgefordert wurden, auf einen gewissen Grafen Adolf, der wegen Zweikampfs mit tödlichem Ausgang verfolgt wurde, zu vigiliren und ihn im Betretungsfalle an ein näher bezeichnetes Gericht auszuliefern.

Zu meiner Freude entschloß er sich mit mir zur Garnison zu reisen. Es war das jedenfalls das beste; und über Dover-Ostende langten wir wohlbehalten dort an.

Alles war gut abgelaufen! Niemand hatte von meiner Fahrt gehört! und so konnte ich mich denn wohlgemuts wieder in das alte Geleise begeben.

Es war damals die Zeit des rastlasen Schaffens in Preußens Heer. — Fern liegt es mir, behaupten zu wollen, daß jemals in diesem nichts gethan würde! — aber es war zu jener Zeit doch anders wie jetzt. Es lag so etwas wie ein Druck in der Luft; — und dieser Druck machte sich nach unten hin recht bemerklich fühlbar.

Und zu dem hatte ich auch noch Rekruten! Wer die gehabt, der weiß genügend, was das heißt. —

Doch für meine Leserinnen will ich einen jener Tage, die sich vier Monate lang wie ein Ei dem andern gleichen, schildern.

Vielleicht haben sie alsdann in nächster Saison ein wenig Mitleid, wenn ihr bespornter Tänzer gegen Schluß des Kotillons ein ganz, ganz kleines Gähnen hinter dem vielleicht zu diesem Zwecke erst erborgtem Fächer nicht unterdrücken kann.

Fürwahr, jenes Gähnen gilt nicht seiner liebenswürdigen Tänzerin, sondern den kommenden Morgenstunden!

Denn während diese von jener zum erquickenden Schlafe benutzt werden, gehören sie bei ihrem Tänzer dem Königlichen Dienst.

Lange eh' die Sonne aufgeht, erhebt sich beim trüben Schein seiner Lampe der erst vor kurzem heimgekehrte Reiter-Offizier vom kaum durchwärmten Lager, steckt die Beine in ein Paar Schmierstiefel, zieht einen alten Ueberrock an, drückt die Mütze aufs müde Haupt und wandelt, nachdem er sich am Morgentrank den Mund verbrannt, und seinen fröstelnden Körper in einen Mantel gehüllt, durch naßkalten Schnee in die Bahn.

Der um solche Zeit immer mürrische, verärgerte Wachmeister meldet eine Abtheilung zur Stelle, welche sich beim tiefen Dunkel dreier blakenden Petroleum-Lampen bemüht, auf die Rücken ihrer geduldigen Thiere zu gelangen.

Endlich sind sie Alle glücklich oben!

Ein langer Trab, und dichter Dampf umhüllt Roß und Reiter!

Enger und enger werden die Kreise, welche die klugen Pferde — diesen ausnutzend — um den Lehrer ziehen!

Dreimal wechseln die Abtheilungen — immer dasselbe Bild! Nur bei jeder macht der Sieg des Lichts über die Finsterniß weitere Fortschritte!

Kurz nach 9 Uhr überlegt der wieder in seiner Wohnung angelangte Reitlehrer, ob ein nochmaliges Aufsuchen des inzwischen gänzlich erkalteten Lagers — oder aber ein Schluck aus der Cognac-Flasche für seine klappernden Gliedmaßen vortheilhafter sei.

Meistens wird letzteres Verfahren vorgezogen! Und darauf mutig zur großen Tages-Wäsche übergegangen.

Also gestärkt und erfrischt vertieft sich der Sohn des Mars in die Tages-Neuigkeiten seines Wurstblattes oder in die Familien-Nachrichten der Kreuz-Zeitung. Doch schon bei den ersten Zeilen des Leitartikels dieses hochgeschätzten Blattes überfällt Gähnen, und nach langsamen Lesen der halben Spaltseite, ein ruhiger, fester Schlaf den Kriegsknecht, aus welchen bald nach 10 Uhr die mahnende Stimme des Burschen ihn unsanft reißt.

Es beginnt das „Hiebe-Hauen, Fußexerziren oder Voltigiren," welchem sich nach eingenommenen Stamm-Frühstück unmittelbar die Reitstunde anschließt.

Nach halbstündigem Trab ohne Bügel durchzieht zum ersten Male am Tage wohlthuende Wärme den Körper, welche der eisige Ostwind aber schnell wieder

aus demselben entfernt, denn der Dienst der Rekruten auf dem immer zugigen Hofe, welcher sich unmittelbar daran reiht, sorgt genügend dafür.

Dann werden ein bis zwei Stunden der Dressur der „eigenen Pferde“ gewidmet, welcher sich, als Krone des Tages, die Instruktion-Stunde anschließt.

Wohl denen, welchen es auch noch nach dem Diner vergönnt ist, im zweistündigen Kapitulanten-Unterricht von 7—9 Uhr Abends ihre schwachen Kräfte dem Staate zu widmen!!! —

Alle diese Vorzüge des „Reiterlebens im Winter“ hatte Freund Adolf tagtäglich vor Augen. Trotzdem wurde sein Verlangen immer glühender, es auch also gut haben zu können, und bald ganz dem Stande anzugehören, für welchen allein er Lust und Neigung hatte.

Der Karneval kam!

Und mit ihm die Zeit der größten Leistung — für unsere Beine. Wir, oder richtiger unsere Tanzbeine, waren gesuchte Waare!

In Kostüm und Maske sah man in uns nicht die Eroberer, sondern nur frohe Theilnehmer am wilden Faschingsfeste.

Manch holdes Frauchen eines Preußen-Fressers, manch liebliches Mägdelein schwebte am Abend in unseren Armen im Saale dahin, welche es am Tage für die größte aller Todsünden gehalten, den verhaßten Eindringlingen im blauen Rock einen Gruß zukommen zu lassen.

Dann kam Aschermittwoch!

Und wer am Rhein gesündigt, „die“ thut Buße! Und wartet mit dem Weitersündigen bis zum nächstjährigen Karneval.

„Thuen Buße“ — kann ich leider nicht sagen!

Ich glaube, die Männer, jene alten Sünder, sie thuen weder Buße, noch hören sie auf zu sündigen! —

Einige Tage that uns die ungewohnte Ruhe außerordentlich wohl! —

Dann aber flohen wir unsere büßenden Freundinnen, und suchten im wilden Leben, welches an den Spieltischen Homburgs und Wiesbadens pulsirte, Abwechselung und Zerstreuung.

Wenn ich mir nicht selbst gelobt hätte, dieses Buch so zu schreiben, daß es jeder Gatte seiner jungen Frau gerne überlassen darf, dann würde ich jetzt von jenen weiblichen Meteoren erzählen, welche dort auf-

tauchen und verschwinden, zarte Bande im Fluge knüpfen und zerreißen.

Doch das vielleicht später!

Später sind meine verehrten Leserinnen älter und verständiger. Dann wissen sie sich die Bücher auch ohne den Gemahl um Rat zu fragen auszuwählen. Also bis dahin!

Momentan verloren sowohl Graf Adolf als ich viel Geld in Wiesbaden.

Zufällig hörten wir von der „alten Lene", einer Wahrsagerin, zu welcher damals Jung und Alt, Arm und Reich, Vornehm und Gering pilgerte, um sich die Zukunft erhellen zu lassen.

Wir hatten bis auf einige Goldstücke Alles verspielt, und der Freund schlug vor, zur Alten zu gehen; vielleicht wüßte sie eine Gewinnnummer, meinte er lachend.

Gesagt — gethan!

Hinter dem Kurhaus liegt still und ruhig das Dorf Sonneberg; dort, in einem Bauernhause, mußten wir eine morsche Treppe nicht ohne Lebensgefahr erklimmen und fanden die Prophetin in einem kleinen Zimmer bei ihren Karten sitzend.

Zuerst legte die Alte mir die Karten.

Ich glaube, ich brauche hier nicht zu versichern, daß ich Alles andere eher bin, als abergläubisch!

Und doch muß ich der Wahrheit gemäß bekennen, daß Alles, was ich damals über meine Zukunft vernommen, bis aufs Kleinste eingetroffen ist. —

Es ist hier nicht der Ort, um darüber zu diskutiren, ob die alte Lene die Gabe besessen, die Zukunft vorauszusehen, oder ob sie ein unendlich geschickte Zukunfts-Rätin war.

Was liegt auch daran?

Wer nicht an Prophezeihungen glauben will, der wird es auch ferner nicht thun. Wem einmal Aehnliches begegnet, der wird die Sache ebenso rätselhaft finden, wie ich selbst es heute noch thue.

Als Graf Adolf der Alten gegenüber Platz genommen, mischte auch sie ihm die Karten, ließ abheben und breitete sie langsam und bedächtig vor sich aus.

Ernst und ernster wurden dabei ihre Züge.

Dann sprach sie tonlos:

„Coeur-Dame hat Ihnen Schmerz bereitet!

Pick-Bube läuft allein!

30 Sommer lang!

Hier! — ein schwarzes Kreuz! —“

Das war, was ich damals, sammt dem, was mir die Alte geweissagt, aufgeschrieben habe.

Lachend fragte der Graf, ob Lene nicht auch noch eine Nummer ihm nennen könnte, welche ihm beim Roulette Glück bringen werde, doch sie wandte sich und verschwand hinter einer Gardine, die wohl in einen Nebenraum geführt haben muß.

Wir warfen Jeder ein Goldstück auf den Tisch und verließen ebenfalls, höchst unbefriedigt über jene orakelhaften Worte, das Zimmer.

Bald hatten wir Lene vergessen und mit frisch gefüllten Beuteln stürzten wir uns fröhlich von Neuem in den Strudel — Strudel rein, — Metella, oder irgend eine andere, mußte dabei die Losung sein! —

* * *

Im Laufe der Zeit hatte ich zwei Mal kurze Briefe des Grafen Camira erhalten, in welchem ich gebeten wurde, seiner Frau in meiner Garnison einige Kleinigkeiten zu besorgen. Es wurde mir unschwer zu erkennen, daß letzteres nur ein Vorwand, der Haupt-

grund aber in dem dringenden Verlangen seiner Schwägerin etwas über Graf Adolf zu erfahren, zu suchen sei.

Und jedes Mal antwortete ich denn auch sehr ausführlich und theilte Camira Alles mit, was Gräfin la Roche nur irgend interessiren konnte.

Unterdessen war der Sommer gekommen! Ich hatte von Camira, wieder nur so ganz nebenbei erwähnt, die Nachricht erhalten, daß er mit Frau und Schwägerin nach Dieppe gehen würde.

Hierauf baute ich mein Plan!

Weiß Gott, wie es kam! aber ich brannte damals darauf, den Freund mit Gräfin la Roche, wenn auch nicht gleich zu verheiraten, so doch völlig auszusöhnen!

Wie zufällig begann ich von Dieppe zu reden und sprach den Wunsch aus, wenn auch nur auf wenig Tage dorthin zu reisen.

Doch Adolf zuckte die Schultern:

„Ja, wenn der verdammte Steckbrief nicht wäre!"

An den hatte ich freilich nicht gedacht! —

Nun entschloß ich mich, an Gräfin Camira zu schreiben und sie zur Vertrauten meiner Pläne zu machen.

Wie schlug mein Herz vor Seligkeit, als endlich ein Schreiben aus Paris anlangte!

Meine einstige, kleine Reisegefährtin war entzückt von der Idee, einmal ein Geheimniß vor ihrem Gatten und der Schwester zu haben. Außerdem sprach sie in so allerliebster Weise von dem Kummer der letzteren, von ihren eigenen Hoffnungen, welche sie auf ein Zusammentreffen Adolfs mit ihr setzte, und auch von ihrer Freude, den einstigen Reisegefährten wiederzusehen, daß ich voll unbeschreiblichen Glückes über den „ersten Brief", den ich von jenem Wesen, welches ich über Alles anbetete, erhalten hatte, war.

Ich barg ihn an meiner Brust und mußte ihn doch immer wieder verstohlen vorholen, um die mir so theueren Schriftzüge zu betrachten.

Ich war erst zwanzig Jahre! — und „sie" — meine erste Liebe!

Graf Camira theilte mir in einem neuen Schreiben mit, daß nicht Dieppe, sondern Ostende das Ziel seiner und der Seinen Sommerreise wäre. Seiner Gattin Arzt hätte es also verlangt!! —

Adolf wollte mich nach Ostende begleiten!

Ich hatte Urlaub; die Koffer standen gepackt und

ich war so selig über das baldige Wiedersehen mit jener kleinen, herzigen Frau — mit meiner reizenden Verbündeten, daß es mir recht sauer wurde, dem Freunde mein Geheimniß nicht zu verraten.

Doch es sollte nicht sein! wenigstens für mich nicht! —

Als ich zu meinem Kommandeur kam, um mich schnell abzumelden, theilte dieser mir mit, daß soeben ein Telegramm eingelaufen sei, welches meldete, daß jener Offizier, welcher unser Remonte-Kommando führte, schwer gestürzt sei; und daß in Folge dessen ich, da an mir die Reihe, sofort dahin abgehen müsse.

Was halfs?

Statt im leichten Sommer-Kostüm am Strande zu liegen und bewundernd Gottes Allmacht und Größe an der ewig unvergänglichen Erhabenheit und Herrlichkeit des Meeres zu erkennen — statt im Strahlenkreise meiner Herzens-Königin wandeln zu dürfen, mußte ich auf meines Pferdes Rücken in sengender Sonnenglut die staubigen Landstraßen der nicht immer anmutigen Gegenden unserer „alten Provinzen" durchziehen! —

Doch das ist Soldaten-Loos!

Ein Glück, daß wenigstens Graf Adolf bei seinem Vorhaben blieb, sich in der verjüngenden Wellen Ostendes zu stürzen.

In dumpfer, schwüler, Fliegen begnadigter, Federbetten gesegneter, Bauernstube erhielt ich vom Freunde die erste Kunde vom Meer.

Strahlend schrieb er mir, daß er die einstige Freundin wiedergefunden habe. —

Er war versöhnt! —

Mein Zweck war erfüllt! —

Und da ich meinen Lesern nicht zumuten kann, mich durch Hessen — Sachsen — Brandenburg — Posen — Ost- und West-Preußen ins ferne Depot zu begleiten, so will ich nur erwähnen, daß Gräfin Camira mit mir zufrieden war, und mir diese ihre Zufriedenheit in einem reizenden, kleinen, beim Rauschen des Meeres, im Sande des Strandes verfertigten Gedichte aussprach. —

Das Jahr 1869 verging und hatte dem Freunde den Wunsch, „Soldat zu werden" (natürlich Berufssoldat) nicht erfüllt.

Er beschloß einer Einladung zur Bärenjagd in

Rußland, welche vom Fürsten Wittgenstein an ihn ergangen war, Folge zu leisten.

Ich brachte ihn bis Berlin!

Wir wollten die Jahreswende noch einmal zusammen fröhlich verbringen und gingen deßhalb zum alten Ewest in die Behrenstraße. Aus allen Garnisonen des Königreichs saßen Kameraden dort um die Tische im Vorderzimmer versammelt. Aus rauchender Punschbowle schenkte der brave Wirt uns ein und wir ließen seinem Getränk volle Ehre zu theil werden.

Schlag Zwölf erhoben wir uns, mit den gefüllten Pokalen stießen wir an auf das nun beginnende Jahr.

Pfeifend sauste der eisige Ostwind von der Friedrichstraße her und mit ihm mischte sich das Gejohle der gratulirenden Massen.

Wir traten vor die Hausthür, trieben einige Hüte ein und kehrten zurück ins trauliche Zimmer.

Es war ein heiterer Kreis, der dort bis gegen Morgen des ersten Januar 1870 zusammensaß.

Wo sind sie geblieben jene alten fröhlichen Zechgenossen, die damals in frischester Jugendkraft und unverwüstlichster Heiterkeit immer von Neuem ihre geleerten

Gläser dem sich selbst nicht vergessenden Wirte hinhielten?

Graf P., der schöne Kürassier, er ist bei Mars la tour nach heißem Ritt in die lebensfrohe Brust geschossen.

Baron O., der glühende Verehrer der Königin aller Waffen — der Lanze, ihn mußte ein Bajonet-Stich eines von ihm so unendlich verachteten Infanteristen treffen! Doch eine letzte Freude sollte auch ihm noch werden! Als er vom Pferde gesunken die Lanze eines gefallenen Reiters ergriffen und damit in wilder Wut auf den verhaßten Fantasin eindrang, spaltete ein feindlicher Kürassier ihm den Schädel! Und der edle Baron konnte nun in Walhall melden, daß er doch wenigstens von einem „beinah" ebenbürtigen Reiter dorthin befördert sei! —

Hauptmann v. R., der lustige Schnurrer, fand seinen Heldentod in den Gassen von le Bourget!

Und der kleine L., für welchen der Spruch gemacht schien:

„Je häßlicher als Mensch, desto schöner als Husar," erhielt aus tückischem Hinterhalt eine Schrotladung aus dem Jagdgewehre eines verdammten Moblots

und mußte nach langwierigem Siechthum den Geist in Meran aushauchen!

Der blasirte K. vollführt jetzt in Amerika's Hauptstadt Wunderkuren als Frauenarzt und soll immensen Zulauf haben!

Ja, ja, was nicht alles aus einem Reiter-Offizier werden kann!

Wieder Andere sind heute solide Ehemänner, und wandern mit hervorragender Körperfülle über ererbte oder erheiratete Krautfelder!

Was würde Gilbert, jener vorzüglichste Gesichts-Verschönerungs-Rat sagen, wenn er ihren Haarwuchs sähe? oder heißt es auch bei ihnen Haarschwund?

Auch der alte, brave, biedere Ewest, welchem doch sein guter Tropfen selbst so vortrefflich geschmeckt, auch er mußte dahin gehen, wo es wahrscheinlich kein Aus-Lesen und -Stiche mehr giebt!

So könnte ich noch Viele nennen, welche die spätere Zeit abberufen, welche aber vor allem das begonnene Jahr gefordert hatte!

Und von all den Generälen, welche am Morgen des Neujahr-Tages die Linden entlang ins Schloß ihres Königs und Kriegsherrn gingen, hatte Keiner eine

Ahnung, daß das eben angebrochene Jahr ihren Namen berühmt und ihrer Truppen Thaten für ewige Zeiten in die Seiten des preußischen Ruhmes-Buchs verzeichnen werde.

Auch mancher Lieutenant, der damals vor Engigkeit und Feinheit kaum bis zum Kastanien-Wäldchen gelangte, durfte in dem Jahre zeigen, daß das Alles nur „Äußerlich" — und daß Preußens Jugend es noch nicht verlernt, das von den Vätern ererbte Schwert über den alten Erbfeind zu schwingen, daß trotz aller Feinheit sie eben so bereit, wie einst jene, Blut, Gut und Leben für ihren König hinzugeben.

Und dann begann die Auffahrt zur Gratulation!

Zuerst „ Unser Fritz!"

Im Fuchsgespann folgte der Eroberer vom Meer umschlungenen Lande, der „rote Prinz," der Abgott seiner Soldaten, der Held von 66!

Ernst und nachdenklich saß der „eiserne Kanzler" im selten hervorgezogenen Gala-Wagen.

Er, der größte Staatsmann wohl aller Zeiten war vielleicht der Einzige, welcher das blutige Jahr voraussah. Welcher weder rechts noch links blickend, un-

aufhaltsam das hohe Ziel verfolgte, welches er sich gesteckt.

Ob durch Blut und Eisen, ob auf friedlichem Wege — hindurch mußten wir!

„Barbablanca“ sein König und Herr, sollte Barbarossa endlich erlösen!

O, peußischer Michel, wie schwer hast Du unserm Bismark sein Riesenwerk gemacht!

Und hinter diesem kam König Wilhelms zweiter großer Paladin.

Im schlichten Zweigespann saß General Moltke.

Sein nie zu erreichender Feldzugsplan fürs angefangene Jahr lag fertig im stählernen Schrank.

Doch auch fürs heitere war gesorgt!

Kußhände zur Feier des Tages nicht nur den weiblichen Wesen, sondern der ganzen Welt zuwerfend, saß im grauen Mantel seiner blauen Kürassiere Papa Wrangel in alterthümlicher Karosse, vor sich die wohl memorirte Ansprache. —

Und so fuhren sie Alle — „unsere großen Männer“ aus unserer „großen Zeit,“ um ihrem König und Kriegsherrn Treue und Ergebenheit bei der Jahreswende von Neuem zu geloben!

Und dann fuhren Botschafter und Gesandte!

Nachlässig in seidenen Kissen Benedetti; die Welt lauschte andächtig der geflügelten Worte, welche sein Kaiser an diesem Tage gleichsam als Evangelium der Erde verkündete.

Und was würde dieser Mann geben, könnte er jenes für ihn so traurig berühmte Jahr aus seinem Leben löschen!

Doch nun genug!

Auch uns, sollte das Jahr 1870 Manches bringen!

Damals jedoch nahmen wir Abschied. Er fuhr gen Osten, ich kehrte zurück gen Westen.

Wer weiß, wann wir uns wiedersehen?

Drittes Kapitel.

K r i e g!

Sengende Strahlen ließ die Sonne freigebig auf unsere mit Helm, Staub und Schweiß bedeckten Köpfe strahlen. Trotz alledem blies der Trompeter an der Seite des Rittmeisters schon wieder „mit Zügen rechts um kehrt, schwenkt.“ Die außerdem noch von Bremsen geplagten Thiere trabten mit rührender Geduld den Bogen ab und dann auf's Signal weiter grade aus.

Wie wünschten wir Alle das Ende des Exercirens herbei!

Der Einzige, welcher noch keine Sehnsucht nach einem kühlen Raum zu haben schien, war Rittmeister v. S.

Bald sollte das Regiments-Exerciren beginnen und da mußte Alles vorzüglich klappen.

Doch der Rittmeister hatte sich wieder einmal unnütze Sorgen gemacht! —

Auf schaumbedecktem Rappen jagte der doch sonst bei einigen zwanzig Grad verständig reitende Adjutant an ihn heran, meldete ihm etwas und steuerte darauf im selben Tempo weiter.

Das mußte viel bedeuten! —

Was war los?

Näher galoppirte der Chef an die Eskadron.

„Hurrah, mobil! Es lebe unser König Wilhelm! — hoch — hoch — hoch!“

Erleichtert athmeten wir auf.

Wir glaubten schon, es sollte heute noch im Regiment exercirt werden! —

Klein sind des Menschen Interessen! Ein Jeder denkt immer zunächst an das ihm Nächstliegende!

Erst auf dem Rückmarsch zur Kaserne oder noch richtiger, nach dem Einrücken, im Kasino, beim eisigen Sekt, überkam mich die ganze Seligkeit einer ersten Mobilmachung.

Wie verschieden beeinflussen doch die Jahre des Menschen, seine Stimmung!

Wenn ich heute erführe, daß mobil gemacht, so würde ich zwar keinen Moment zaudern den Säbel von der Wand zu nehmen und mich meinem Kaiser zur Verfügung zu stellen! — ob ich aber in tolle Begeisterung ausbrechen, ob ich mich ohne Besinnung in den Keller stürzen würde, um dort meiner besten Flasche Wein den Hals abzuschlagen und nur, um ihren Inhalt so schnell wie möglich in den Magen zu befördern, — das glaube ich doch nicht! —

Ruhiger bin ich heute! Viel, viel ruhiger!

Glücklicher war ich damals! Viel, viel glücklicher! —

Und in unendlicher Glückseligkeit verliefen mir die Mittagsstunden jenes denkwürdigen sechszehnten Juli 1870. Was habe ich nicht Alles von jenem Jahre erhofft, was haben mit mir nicht unzählige Berufssoldaten in jenen Stunden beim vollen Glase geträumt!! —

Erst anderthalb Decennien ist die „große Zeit“ her und dennoch, wie hat sich so Vieles geändert!

Bald wird es junge Frauen, bald junge Mütter

geben, welche in dem Kriegsjahre geboren und daher aus eigner Anschauung nicht viel davon wissen dürften!

In unseren Schulen wird Vieles gelehrt, wir lernen Leben und Sitten der Heiden ziemlich genau kennen, wir hören von den Thaten der Griechen und Römer; Sorben, Wenden, Hermanduren und wie die Kerle alle geheißen haben, werden uns ins Gedächtniß gekeilt, und außer diesen noch vieles, vieles andere, für unser späteres Leben recht Ueberflüssige.

Was Wunder, daß dann endlich für unsere eigene vaterländische Geschichte keine Zeit übrig bleibt! Daß junge Damen in der Gesellschaft ganz genau über das Märchen vom trojanischen Pferd zu erzählen wissen, daß sie aber keine Ahnung von den Thaten unseres „roten Prinzen" haben! Daß sie verwundert aufschauen, wenn wir ihnen vom Soldaten-Herzog Franz, einst Schwerins ruhmreichstem Fürsten, erzählen! Daß sie wohl in ihrer Jugend den Düppeler-Marsch herunter geleiert, daß sie aber keine Idee davon haben, daß der brave Piefke ihn einst beim heißen Sturm im meerumschlungenen Lande komponirt und gespielt hat.

Gott gebe, daß es im großen Deutschland auch in dieser Hinsicht besser werde!

Patriotismus muß in der Schule geweckt und erzogen werden, im Alter geht bei Vielen so wie so schon ein gut Theil davon verloren.

Ungeachtet dessen brauchen Sie, verehrte Leserin, nicht zu erschrecken!

Nichts liegt mir ferner, als Ihnen eine Abhandlung über Moltke's Pläne, eine Besprechung über unserer Truppen unglaubliche Marschleistungen, oder auch nur eine annähernde Schilderung der großen Ereignisse jenes Jahres bieten zu wollen! —

Ich will nur kurz einige Stunden herausreißen aus den ernsten und heiteren Tagen jenes Jahres.

Wer eine Mobilmachung mitgemacht, wird allein imstande sein, die Thätigkeit zu ermessen, welche die Offiziere eines Reiter-Regiments in Athem hält. Ich will dabei noch erwähnen, daß wir, weil nahe an der Grenze, nur drei Mobilmachungstage hatten.

Groß waren die Tage! groß an Arbeit! — groß an Beweisen glühender Vaterlandsliebe!

Schwerkranke wurden durch das eine Wort „mobil" genesen und eilten aus fernem Süden zu ihren Regimentern! — Reserven und Landwehr-Männer kamen

ungerufen zu ihren Fahnen. — Leute aller Stände baten sofort eingestellt zu werden und mit ausrücken zu dürfen.

Die Kaserne, sonst so still, glich einem Bienenhaus. Transport-Kommandos kamen und gingen, und mancher Kamerad hat knapp drei Stunden Zeit gehabt, sich zu einem langen Feldzug vorzubereiten. Wohl ihm, wenn er außer für seine Person, nicht auch noch für Weib und Kind zu sorgen und zu denken hatte!

Ich hatte das Glück, kein derartiges Kommando zu erhalten und ja auch nicht an Letztere denken zu müssen und konnte in Ruhe ans Packen gehen. Zwei Garnituren — die neuesten Stiefel — die beste Wäsche — einige Kleinigkeiten — der ganze übrige Raum mit Cigarren gefüllt — fertig war ich!

Und so wie mir, erging es wohl den meisten Kameraden!

Ja, wenn wir doch alle so klug gewesen wären, wie jener Hauptmann des XI. Korps es nach drei Feldzügen geworden war!

Einst besuchte ich ihn im Jahre 1873, sah seinen fertig gepackten Koffer vor dem Bette stehen und wollte

mich — annehmend, daß er zu verreisen gedächte — sofort wieder entfernen, doch er beruhigte mich mit der Mittheilung, daß das nur sein Koffer für den nächsten Feldzug sei.

Dreimal hatte jenen Braven die Mobilmachung überrascht, das vierte Mal sollte ihm das nicht wieder passieren! Seit der Rückkehr aus Frankreich lag bei ihm Alles bis aufs Kleinste fertig gepackt!

Wie vernünftig das ist, haben wohl die Meisten kennen gelernt. Denn wie rächte sich die Eitelkeit des Friedens im langen Kriegsleben!

Meine Röcke waren „auf Taille" gearbeitet, saßen wie angegossen — ein Regen, und sie und vor allem ihre Kragen liefen ein, drückten, würgten und platzten schließlich an allen Stellen.

Doch das ging noch!

Aber die Stiefel!

Schmal und eng, wenn sie nicht drückten — wurden sie nicht genommen. Im Frieden mag das gehen, da kann man sich schon helfen! Aber im Kriege! ein tüchtiges Regen-Bivack und fest saßen sie! Da half kein Reißen und Zerren des verzweifelten

Burschen! Waren sie endlich aus, wehe uns, wenn's wieder an's Anziehen ging!

Und nicht viel besser erging es mir mit dem feinen Leinenzeug! bei täglichem Wechsel ein hoher Genuß! nach vierzehntägigem Tragen — entsetzlich!! —

Das Einzige, womit ich vorzüglich versehen, waren meine Pferde!

In prächtiger Kondition rückte ich mit „Manolo", einer braunen Vollblutstute — fünfjährig, „Lucca", einer achtjährigen Trakehner Fuchsstute, und schließlich mit meinem alten, braven Chargier, einem Ostpreußen mit dem schönen Namen „Dante" ins Feld.

Außerdem stand in meinem Stalle noch ein vierjähriger Hengst, „Mazeppa" mit Namen.

Graf Adolfs Schwager war mit ihm in Altburg eingetroffen und theilte meine Besorgniß in Betreff des Freundes; denn konnte der Graf nicht vor unserm Ausrücken zum Regiment stoßen, so hatte er sichere Aussicht, zum Schwamm, d. h. zur Ersatz-Eskadron zu kommen.

Wie konnten wir das aber verhüten? Wer wußte, wo er jetzt weilte?

Am nächsten Morgen wurde abgerückt!

Es war gegen zehn Uhr Abends, wir saßen an der langen Tafel unseres Speisesaals und begossen unsere Freundschaft mit den Kameraden der Reserve und Landwehr in ältesten Jahrgängen des Rheingau's. Da plötzlich stürzte Graf Adolf in den Saal.

Das war eine Freude!

Von allen Seiten wurde der alte, liebe, gute Kerl umringt und mit Jubel und vollen Humpen begrüßt.

Nie habe ich wieder einen Menschen gesehen, welcher so im Fluge Herzen eroberte; wie von selbst bildete der lustige Graf mit dem schneidigen, echten Reiter-Gesicht den Mittelpunkt jeder Gesellschaft, ob im parquettirten Salon, ob bei wilden Festen toller Junggesellen, ob im Kreise der Kameraden — überall war er der Frische spendende, der flottes Leben hineinbringende, der unverwüstlich heitere, immer liebenswürdige Gesellschafter.

Reichen Lohn hat er ja wohl auf dieser Welt gefunden, wenn wir Freundes- und Weiber-Liebe als die höchsten Güter dieser Erde rechnen!

Beide sind ihm in überreichem Maße zutheil geworden! —

Nachdem sich der Sturm gelegt, zog ich den Freund

an meine Seite, der brave Schwager nahm an seiner anderen Platz.

48er Markobrunner füllte die Römer und mit ihm, den besten Tropfen unseres Kellers, stießen wir auf des so unerwartet Zurückgekehrten Gesundheit an. Dann aber begann das Fragen.

Der Graf hatte durch seinen Freund und Gönner, den Fürsten Wittgenstein, schon vor vier Tagen von dem Ernst der politischen Lage erfahren und war darauf hin sofort Hals über Kopf abgereist. In Berlin hatte er sich dann noch einige Zeit aufgehalten, weil man dort so gut wie garnichts von der Sache wußte.

Der Kaiser war in Ems, Bismark gleichfalls nicht anwesend und so wurde der Freund, als er seine Vermutungen einigen Bekannten mittheilte, einfach ausgelacht.

Doch schon am 15. Juli begann der Handel mit Extra-Blättern ungeahnten Aufschwung zu nehmen, unsere Hauptstadt geriet in eine nie vorher gekannte Begeisterung, an der sich der Graf mit voller Lust betheiligte.

Dann war er noch zu seinem Schneider, Schuster und Waffenlieferanten gefahren und endlich am heu-

tigen Morgen so weit in Ordnung, daß er seine Reise einigermaßen gerüstet zum Regiment antreten konnte.

Was ihm aber am meisten am Herzen lag — das war ein Pferd!

Wie sollte er ein Thier, wie er es verlangte, sich bis morgen früh verschaffen?

Da war es ihm denn eine unerwartete Freude, als sein Schwager mit der Bitte ihn überraschte — Mazeppa von ihm anzunehmen. Der Hengst, eines der schönsten Pferde aus englisch-arabischer Zucht, war zwar erst angeritten, doch glaubten wir, daß der Graf mit ihm schon auskommen werde.

Um drei Uhr Morgens schwankten wir in meine Wohnung, wohin Adolfs Gepäck gebracht worden, schlossen seine Koffer auf und begannen Nützliches vom Unnützen zu scheiden.

Manches fehlte, Einiges war von meinen Sachen zu gebrauchen, Anderes hofften wir noch beim Vormarsch zu finden.

Darauf kleideten wir uns feldmarschmäßig, weckten die Burschen, befahlen ihnen Koffer und Decken zu verladen, die Pferde nach Vorschrift zu satteln, gürteten die Schärpe um den Leib und stiegen hinunter auf

den Hof, wohin wir uns aus einer Wirtschaft das Frühstück holen ließen.

Nach einer Stunde saßen wir im Sattel und zogen, nachdem wir unserm König und Kriegsherrn den Schwur der Treue von neuem durch den Ruf: „Hoch lebe unser König Wilhelm!“ besiegelt hatten, in den Krieg.

Heiße Tage brachte der Juli 1870!

Doch was war das Bischen Hitze für uns leichte Kavalleristen!

Gerne hätten wir die dreifache Strecke täglich zurückgelegt, nur um als Erste an den Feind zu gelangen.

Außerdem war die Aufnahme, welche wir auf unserm Marsche fanden, so berauschend für uns in jeglicher Hinsicht, daß die Tage viel ähnlicher einem Triumphzuge glichen, als dem Anfange eines blutigen Krieges. Einmal nur wurden wir ernst!

Es war kurz vor Ueberschreitung der Grenze; ein Wagen rollte ans Regiment, ein Geistlicher und sein Küster entstiegen ihm. Rasch wurde ein Feldaltar improvisirt, das Regiment formirte Karree, die Musik setzte ein, wer ein Gesangbuch hatte, langte es aus

der Packtasche und stimmte in das alte, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges von Josua Stegmann gedichtete Kirchenlied ein:

„Ach bleib mit Deiner Gnade.“

Darauf sprach der Prediger.

Kurz — aber von Herzen kommend und zu Herzen dringend, waren seine Worte. —

Dann ertheilte er uns das heilige Abendmahl; verkündete Allen, die ihre Sünden aufrichtig bereuten, Vergebung derselben und ein ewiges Leben.

Manch alter Sünder, der seit seiner Konfirmation nur auf Befehl und ohne Andacht dem Gottesdienste beigewohnt, starrte nachher noch lange auf seines Rosses Hals. Allen aber stand das mächtig aufgerüttelte Gewissen auf dem ernsten Gesicht zu lesen.

Dann ging es über die Grenze.

„Hurrah, König Wilhelm, hoch — hoch und ewig hoch!“

„Avantgarde vor!“

Wie schneidig sprengten die braven Reiter nach allen Seiten auseinander! Wie sausten die scharfen Schwerter aus den Scheiden! Froh leuchteten Aller Augen! —

O, welche Lust, Soldat zu sein! —

Schon nach wenigen Tagen langte die Kunde von der schneidigen Waffenthat der Kameraden vom 7. Ulanen-Regiment und der hohenzollernschen Füsiliere zu uns.

Unter Major Pestel's kühner Leitung hatten sie einer ganzen feindlichen Armee widerstanden; Klein-Lulu hatte sogar auf sie eine Mitrailleuse abgefeuert!

Erst in der Nacht überließen sie den Franzosen Saarbrücken, in welche Stadt General Frossard unter Böllerschüssen und Glockengeläut tagsdrauf seinen Einzug hielt.

War die Ruhmesthat auch klein, der General war der einzige, der — ohne gefangen zu sein — eine deutsche Stadt betreten durfte!

Mit guten Quartieren, oder besser, mit Quartieren überhaupt, war es nun eine Weile aus.

Wir bivakirten meist auf Plätzen, wo kurze Zeit vorher der Feind gelagert hatte. Die eisernen Rationen wurden hervorgeholt und mußten — wohl oder übel — auch schmecken.

Am Abend eines heißen Tages lagen wir nahe

einem Wäldchen auf Vorposten, unsere Pferde hatten stark herangemußt und knabberten am spärlichen Grase und den umherstehenden Blaubeersträuchern; wir tauschten Beobachtungen aus und theilten die Ansicht, daß der Feind höchstens sechs Meilen vor uns stehe.

Da kam unser Brigade-Kommandeur herangeritten, er hatte im Gefolge seinen Adjutanten und Graf Adolf, welcher seit Ueberschreitung der Grenze als Ordonnanz-Offizier kommandirt war.

Ich trat zum Freunde heran und musterte Mazeppa, welcher sich in den wenigen Tagen schon sehr zu seinem Vortheil verändert hatte. Er hatte im neuen Herren seinen Meister erkannt und that willig was dieser von ihm begehrte; der Graf war hoch entzückt von den Leistungen seines Thieres und behauptete, noch nie auf einem besseren gesessen zu haben.

Plötzlich wendete sich der General zu mir und fragte, ob ich wohl noch mit meinem Zuge vierzig Kilometer am Abend reiten könnte.

Was half da Besinnen!

Ich antwortete: „ja wohl.“

Der General stieg vom Pferde, winkte mich näher

und zeigte mir auf der Karte einen Berg; bis dahin sollte ich reiten. —

Ich gab sofort meinem Wachmeister Befehl, einige Pferde umzutauschen und das Umsatteln genau zu leiten, dann ging ich zu Manolo, ließ sie absatteln, befühlte Beine und Rücken und sattelte sie — als alles in Ordnung — eigenhändig. In zehn Minuten war der Zug fertig und ich trabte in nicht zu rosiger Stimmung dem Berge zu.

Wenn mich auch das eben verlassene Bivak weiter nicht reizte, so war mir die Aussicht vierzig Kilometer mit völlig ermüdeten Pferden, im unbekannten Terrain und bei bald eintretender vollständiger Mondfinsterniß reiten zu müssen, auch nicht all zu verlockend; außerdem knurrten uns und unseren Thieren die Magen, denn wir hatten außer Brod und Speck noch nichts, die Pferde außer je einer Metze Hafer nur eine Hand voll frisch abgepflücktem Getreide darin.

Doch, wie so rasch wechselte meine Stimmung! ich hörte hinter mir Graf Adolfs helles Lachen, wendete mich um und vernahm, daß ihm sein Chef befohlen,

sich der Patrouille anzuschließen und, wenn möglich, noch heute Nacht Meldung zurückzubringen.

Nun wäre ich mit Freuden bis ans Ende der Welt geritten!

Mit solch einem Freunde an der Seite erschien mir die ganze Sache wie eine heitere Lustpartie!

Gegen neun Uhr lag an unserm Wege ein großes Landgut, schon von weitem hatten wir lüsterne Blicke darauf geworfen; da fuhr ein vollgeladener Heuwagen in das weitgeöffnete Thor, das entschied! unsere Pferde mußten etwas in den Leib bekommen. Wer konnte uns sagen, wann die Gelegenheit wieder so günstig war! Im lustigen Trabe wendeten wir von der Straße ab und hielten bald vor einem wohlhabend aussehenden, stattlichen Hause. Dem von der Anwesenheit der Prussiens vollständig versteinerten Besitzer machten wir bald deutlich, daß er sein Staunen auf später verschieben und jetzt vorläufig für sehr viel guten Hafer und dann für ebensoviel Essen und Trinken zu sorgen habe; um seinem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, gab ich ihm einige im requiriren von 1866 her wohlerfahrene Dragoner zur Begleitung mit.

Nachdem ich zweien Reitern, den geladenen Karabiner in der Faust, unsere Sicherheit anvertraut, entwickelte sich bald ein fröhliches, echt kriegerisches Bild.

In langer Reihe standen die ihren goldigen Hafer mit wahrem Heißhunger kauenden Pferde auf dem Hofe; Kinder, die die erste Scheu vor den feindlichen Reitern überwunden, hielten, stolz auf ihr anvertrautes Amt, die Zügel der ohnehin nicht mehr zum Durchgehen aufgelegten Thiere; Reiter und Mägde hatten in Eile Tische und Stühle aus dem Hause geholt und trugen aus Küche und Vorratskammer herbei, was irgend Eßbares vorhanden. Wieder andere schleppten ein mächtiges Rotweinfaß aus dem Keller und nach weniger denn einer Viertelstunde arbeiteten die Zähne, daß der Wirt und dessen Gattin eigentlich eine Freude hätten daran haben müssen!

Nachdem alles, theils im Magen, theils in den Satteltaschen verschwunden, die Feldflaschen bis zum Ueberlaufen gefüllt und die Rosse getränkt, dankten wir dem unfreiwillig zu unserm Gastgeber gewordenen Besitzer für seine Freundlichkeit, nahmen alles, was er an Tabak und Regie-Cigarren im Hause hatte mit

auf den Weg und trabten dann, munter den Rauch des fränkischen Krauts in die Luft blasend, weiter dem vorgeschriebenen Ziele zu.

Da es allmälig stockfinster geworden, ritt ich mit Graf Adolf zur Spitze und half derselben den Weg suchen.

Anfangs war die Sache etwas schwierig in der Finsterniß, weil kein gerader Weg zum Ziele führte, und wir daher die Straßen öfter wechseln mußten. Je näher wir ihm indeß kamen, desto deutlicher zeigten sich die Umrisse des Berges und hoben sich gegen den allerdings recht wenig erhellten Nachthimmel ab. Wir hatten unsere Thiere in Schritt fallen lassen, wußten wir doch nicht, ob wir ihre ganzen Kräfte nicht noch von nöten haben würden. Denn stießen wir auf den Feind, so mußten wir wahrscheinlich Fersengeld geben, und begründete Aussicht hatten wir dazu, schon auf der letzten Anhöhe hatten wir Feuerscheine gesehen und vermuteten, daß sie von feindlichen Bivaks herrührten.

Jedenfalls hatten wir zwei mächtige Bundesgenossen: die Dunkelheit und die Ueberraschung, für uns!

Indeß waren wir auf eine Straße gekommen,

die schnurgerade auf den Berg hinführte. Der Vorsicht halber beschlossen wir, nicht mehr zu rauchen und möglichst leise auf den Kamm zu gelangen zu suchen.

Je näher wir kamen, desto lauter schallte uns Lärm von oben entgegen.

Ob der Feind dort oben stand?

Wir konnten es eigentlich nicht glauben, denn irgend eine Patrouille, irgend eine Wache hätte uns doch schon begegnen müssen.

Jedenfalls fing die Sache an interessant zu werden!

Den Säbel in der Faust, im vollen Dunkel einer dichten Allee, langten wir geraden Wegs in die Einfahrt eines alten Schlosses, aus dessen Innerm Rufe, Gebrüll und Singen im wirren Durcheinander ertönte.

Vorsichtig an den Wänden entlang reitend, wurden wir durch einen allerdings nicht vermuteten Anblick überrascht.

Auf dem großen Schloßhofe saßen und standen einige vierzig französische Soldaten zechend und singend umher, Mägde trugen neue Krüge herbei, andere

sträubten sich in den Armen stark angetrunkener Vaterlandsvertheidiger; in den Gängen und Hausflur des Schlosses trieben andere Angehörige der „grande Armée“ ihr Wesen; sehr friedlich schien es dabei auch nicht herzugehen, denn Weinen und Flehen und ein gellender Hilferuf drang verzweifelnd an unser Ohr.

Die Waffen hatten diese Tapferen, die eine bunte Speisekarte aller möglichen feindlichen Regimenter boten, sorglos an die Wand gelehnt, beim Scheine eines inmitten des Hofes angezündeten Feuers und der aus den Fenstern fallenden Strahlen konnten wir die Scene deutlich übersehen, sahen aber auch am andern Ende des Hofes noch eine Einfahrt.

Was war da zu überlegen!

Ich ließ Manolo langsam zurücktreten, rief dem Grafen zu:

„Ich reite mit der Hälfte ins jenseitige Thor, wenn ich dort losreite — haust Du von hier aus ein,“ — und suchte mir nach Theilung des Zuges einen Weg dahin.

Das war das Schwierigste des ganzem Unternehmens, endlich war ein allerdings halsbrecherischer Weg

entdeckt, und — einmal im Thor angekommen — hieben unsere braven Jungen wie die Teufel in die halb vor Schreck, halb vom Wein, ohnehin völlig besinnungslose Bande.

Noch auf dem Ritt zum Thor hatte ich zwei Unteroffizieren den Befehl gegeben, sich mit je einem Manne nicht am Einhauen zu betheiligen, sondern sofort die beiden Thore zu besetzen.

In wenigen Momenten hatten wir die Gesellschaft zusammengetrieben, einen sichern Stall ausgewählt und wohlbewacht dort hineingesperrt.

Wieder hörte ich einen so flehentlichen Hilferuf aus einem Fenster des obern Stockes, daß ich mich nicht länger besann, sondern ins Schloß drang und mit wenigen Sätzen die Treppe hinauf eilte.

Leicht war es das betreffende Zimmer zu finden, denn wahrhaft schrecklich drang Weinen und Flehen und rohes Gelächter daraus mir entgegen.

Ich riß die Thür auf und wiederum stand ich, wenn auch nur einen Moment, vor einem seltsamen Anblick.

Fünf oder sechs Helden der grande nation hatten nachdem sie einen alten, ehrwürdigen Herren und

dessen greisen Diener gefesselt und zu Boden geworfen, sich zweier Damen bemächtigt, sie zu sich auf die Sofa's gezogen und versuchten ihnen Gewalt anzuthun.

Jn Nu stand ich vor den feigen Hallunken, mein scharfer Stahl fuhr pfeifend durch die Luft, und der Getroffene brach zusammen und lag wie eine tote Padde; doch die anderen waren wohl nicht betrunken genug oder zu sehr in Wut, daß sie ihren Zweck nicht erreichen sollten, denn von allen Seiten drangen sie auf mich ein und, da sie mit Säbeln bewaffnet, wäre mein letztes Stündlein wohl bald herangebrochen, wenn nicht plötzlich mir Hilfe in der Person meines alten Freundes und eines Trompeters gekommen wäre.

Wären die Damen nicht gewesen, wir hätten die Kerle zu kleinen Stücken zerhauen; so begnügten wir uns, sie unschädlich zu machen und dann einigen besonders handfesten Reitern zur handgreiflichen Belehrung über Umgang mit Frauen, zu übergeben.

Nachdem das geschehen und ich den beiden Gefesselten die Banden gelöst, wandte ich mich zu den Damen.

Zu meinem Staunen sah ich Adolf mit der einen

Hand in Hand am Fenster stehen, während die andere unter Thränen lächelnd mir ihre kleinen Händchen entgegenstreckte.

In Nu beugte ich ein Knie vor Gräfin Camira, küßte die weiche Sammthaut der mir so über alles lieben Hände und pries mein Geschick, welches mich zu ihr geführt.

Wie wunderbar führt uns doch oft der Zufall.

Oder sollte es nicht dieser, sollte es irgend eine höhere Macht sein?

Unmöglich kann ich glauben, daß die höchste Macht, die nach unserm Glauben Sonne, Mond und Sternen die Bahnen gewiesen, die die Welt regiert, nun auch noch Zeit und Lust hat — sich um uns arme, kleine Menschenkinder zu kümmern und unsere Wege zu leiten!

Doch, wie dem auch sei, innig dankte ich dem, der meines Pferdes Schritte in so starker Gesellschaft und zu so rechter Zeit nach dem Schlosse geführt, ohne erstere hätte ich nichts helfen, später vielleicht nichts nutzen können.

Meine kleine Gräfin entwandt mir leise ihr Händchen und führte mich dem alten Herren zu, mich als

guten Bekannten und ihn, als ihren Vater den General en rétraite Marquis de Valogne, Besitzer des Schlosses gleichen Namens, vorstellend.

Aus dem Fenster traten jetzt Gräfin de la Roche und Graf Adolf und diese stellte dem Vater den Grafen vor und begrüßte dann mich.

Und wie im tiefsten Frieden reichten wir den Damen den Arm und führten sie fort aus dem etwas wüst aussehenden, blutigen Gemach in einen wohnlichen kühlen Saal.

Als wir uns ernstlich und dringend auch den allergeringsten Dankesausbruch verbeten, und nur selber ab und zu unsere Freude durch Küssen der weißen Händchen geäußert, setzten wir uns ganz zwanglos um den Tisch und nun begann ein Fragen und Erzählen, wie das ja bei den allerseitigen Veränderungen nur zu erklärlich war.

Zuerst faßte sich Gräfin de la Roche und theilte uns mit, daß Camira seine Frau und Schwägerin bei Ausbruch des Krieges nach dem Valogne geleitet und dann selber zur Armee Mac Mahons abgegangen sei, wo er als Adjudant bei der Brigade Michel stand.

Bis vor drei Tagen war ihnen auf dem einsamen

Schlosse nichts begegnet, was sie an den Krieg hätte mahnen können, dann aber waren starke Truppendurchzüge erfolgt, die alle die Richtung nach dem Innern nahmen. Heute Morgen waren die letzten eilig abmaschirt. Gegen Abend hatte sich eine starke Abtheilung Marodeurs im Schlosse eingefunden, die schrecklich gehaust. Das Ende hatten wir ja miterlebt! —

Und nun saßen wir lachend und scherzend in den bequemen Fauteuils, die Mitternachtsstunde konnte nicht mehr sehr fern sein, vergeßen hatten wir einen Moment Alles rings umher, nur Einer in unserer Mitte schien die ganze Sache noch nicht recht fassen zu können.

Die Ereignisse der letzten Stunden waren den General zu überstürzend gekommen.

Es war aber auch zu viel, was der alte Soldat an einem Abend erlebt hatte! zuerst plündern die eignen Truppen sein Haus, betragen sich wie Räuber und Mörder und knebeln zum Schluß den seinen Töchtern zu Hilfe Eilenden; dann erscheinen plötzlich, wie aus dem Boden gestampft, die Feinde seines Kaisers, welche nach allen bisher zu dem alten Herrn gedrungenen Nachrichten noch weit jenseits der Grenze sein sollten,

und befreien ihn aus den Händen seiner Landsleute. — Lachend, in heiterster Stimmung sitzt der Mann, welcher seinen Schwiegersohn vor zwei Jahren erschossen, an seiner Tochter Seite und erzählt dem nichts ahnenden Schloßherrn, daß das deutsche Heer schon bis dicht an den Valogne vorgedrungen. Und wahr mußte das letztere wohl sein, wie hätten sonst die beiden Vertreter so sorglos bei den Damen sitzen, so aus vollen, glücklichen Herzen lachen können.

Sein Grübeln und unser Plaudern unterbrach ein Unteroffizier, welcher stramm dienstlich in den Saal tretend mir die Meldung brachte, daß die Thore geschlossen, die Gefangenen untergebracht und Posten ausgestellt seien.

Durch dessen kurzen Bericht wurden wir wieder an die Gegenwart und vor allem an unsern Auftrag erinnert.

Ich trat an's Fenster und erblickte vor mir in der Ferne Wachtfeuer. Rasch rief ich den Freund herzu und mit Hilfe der beiden mit uns an's Fenster getretenen Gräfinnen orientirten wir unsere Karten und erfuhren, daß die feindlichen Vorposten etwa vier Kilometer entfernt ihre Aufstellung hatten.

Für so ernst hatten wir unsere Lage doch nicht gehalten, denn war auch nur ein Mann aus dem Valogne entkommen, konnten wir sicher darauf rechnen, daß das Schloß noch in der Nacht angegriffen würde!

Was sollten wir thun?

Sollten wir die Gefangenen die vierzig Kilometer zurückschaffen? Sollten wir beide hierbleiben und nur Meldung durch einige Reiter an den General schicken? oder mußte Graf Adolf zurück?

So schwer letzterer Entschluß dem Grafen auch wurde, ich konnte ihm nicht anders raten, als ihn auszuführen.

Um die bei unserem Entschluß erbleichende Gräfin la Roche einigermaßen zu beruhigen sagte ich zum Freunde, daß ich ihn bis neun Uhr morgens hier erwarten werde, könnte er bis dahin nicht wieder hier sein, würde ich versuchen mit den Gefangenen zum Regiment zu stoßen.

Ich bat noch den Freund Mazeppa zu schonen und wollte mich nach dem Hof begeben, um ihm möglichst frische Pferde auszusuchen, als Gräfin de la Roche, welche einen Moment mit ihrem Vater verhandelt, den Vorschlag machte die Begleitmannschaft auf Pferde ihres Vaters

zu setzen — und dem Grafen ihr eigenes Reitpferd zur Benutzung anbot.

Das war richtige Hilfe in der Not!

Mit Dank und mehrfachem Händedrücken nahm der Freund das Anerbieten an, und der General war sogar so liebenswürdig ihm einen näheren und guten Richtweg auf der Karte zu zeigen und genau zu beschreiben.

Wir Alle stiegen darauf hinunter in den Kutschstall, Gräfin la Roche wurde wiehernd von ihrem Liebling empfangen und hatte in seinem Stande eine längere Unterredung mit Adolf.

Wahrscheinlich sprachen sie von den Vorzügen des Lieblingsthieres!

Dann wurden die Pferde gesattelt und nach kurzem Abschied ritten die Reiter hinaus in die inzwischen etwas heller gewordene Nacht. Eine Weile stand Gräfin la Roche vollständig theilnahmlos für ihre Umgebung und lauschte dem sich entfernendem Hufschlag, mächtig hob und senkte sich der Busen der vollendeten Frau.

Wie unendlich mußte sie den ritterlichen Freund lieben, daß sie so Alles ringsum vergaß!

Da plötzlich vernahm ich leises Schluchzen zu meiner Rechten, beugte mich hinab und fragte theilnehmend die kleine Frau um dessen Ursache:

„Ach wenn mein Mann in dieser Dunkelheit jetzt auch reiten muß, wie furchtbar wäre mir der Gedanke. Ich hätte keine ruhige Stunde mehr!“ kam es von den rosigen Kinderlippen.

Lächelnd konnte ich nur erwidern, daß ich nicht glaubte, daß General Michel so schwere Anforderungen an den Mann einer so reizenden Frau stellen würde.

Die Schwester lächelte auch und wir kehrten in den Hof zurück; klirrend fielen die mächtigen Thore in einander, rasselnd wurden Riegel und Schlösser davorgelegt.

Jetzt galt es zunächst sich für die Nacht einzurichten!

Ich hätte mich mit tausend Freuden gegen ganze Armeen auf dem Valogne vertheidigt, hätte am liebsten Wunderthaten vor den Augen der beiden Schwestern verrichtet; doch ob jene herzigen Augen nicht beim ersten Kampfgetöse von den kleinen Händen zugedeckt worden wären?

Heute glaube ich es beinah!

Ich gab der Wache den Befehl, recht gespannt auf jedes Geräusch ringsum zu achten, auf die Gefangenen gut aufzupassen und bei Widersetzlichkeiten rücksichtslos vom Säbel Gebrauch zu machen. Die Pferde ließ ich absatteln und in die Ställe unterbringen, es war ihnen lange nicht so gut geworden! Die Reiter hatten sich auf Stroh und Heu ihr Lager bereitet und einzelne lagen schon schnarchend im tiefsten Schlaf.

Ich winkte zweien Kriegsfreiwilligen und trat mit ihnen wieder in den Saal.

Der General war auf Zureden seiner Kinder in sein Zimmer gegangen, während diese einige Erfrischungen besorgt und sich in bequemen Sesseln niedergelassen hatten; ich stellte ihnen meine beiden Begleiter vor, welche mir an der Bewältigung der Vorräte tapfer halfen; durch unsern Appetit gereizt, begannen sich später die Damen auf unser Zureden auch noch an der mitternächtlichen Mahlzeit zu betheiligen. Einige Flaschen Rheinwein, die der alte Kammerdiener eigenhändig behutsam auf den Tisch gesetzt, halfen zur Belebung des Ganzen.

Doch nun war ja für uns genügend gesorgt und

ich bat die Schwestern dringend sich „das erste Mal unter preußischem Schutz“ zur Ruhe zu begeben. Doch davon wollten Beide durchaus nichts wissen; als sie gehört, daß wir selbstverständlich die Nacht durchwachen wollten, hatten auch sie den heroischen Entschluß gefaßt, sich daran zu betheiligen. Gräfin Camira kam sich wie eine Heldin vor und wollte ihr erstes Kriegsopfer morgen gleich dem Gatten berichten, hatte sie doch noch niemals eine Nacht wachend verbracht!

Mein einer Begleiter, im Frieden wohlbeleibter Rittergutsbesitzer, unterhielt uns anfangs mit seinem im gebrochenen Französisch vorgetragenen Schnurren und kleinen Taschenspieler-Künsten.

Ich stand am Fenster und horchte hinaus in die stille Nacht, meine Blicke ruhten dabei auf der holden Gestalt der kleinen Gräfin.

Wie neidete ich dem fernen Gatten dieses entzückende Geschöpf! Wehmütig wandte ich mich um, starrte hinaus auf die feindlichen Feuer und pfiff leise vor mich hin:

„Behüt Dich Gott, es wär so schön gewesen — behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein!“

Von einer plötzlichen Eingebung erfüllt trat ich

ins Zimmer, suchte und fand einen Flügel; leise schlug ich ihn auf, winkte meinem zweiten Begleiter und nach einem Vorspiel sang er uns das Scheffel'sche Lied.

Wie groß war das Staunen der Damen als sie das herrliche Lied von einem einfachen Dragoner, in Lederhosen und staubigen Stiefeln, so rein, so wunderbar schön singen hörten.

Und fürwahr! jener prächtige Mensch war ein über alles von Gott begnadigter Sänger! —

Bei Ausbruch des Krieges als erster Tenor an der Hofbühne zu Altburg engagirt, war er ohne Besinnen zu unserer Standarte geeilt, hatte alle Strapazen stets unverdrossen und heiteren Mutes ertragen, hatte sich später durch sein vorzügliches Benehmen vor dem Feinde das eiserne Kreuz erworben, war zum Wachmeister befördert und unser aller Liebling. Gegen Schluß des Feldzuges hatte seine Eskadron auf zurückweichende Mobilgardisten eingehauen, einige Reiter hatten ihn fallen sehen, die Attacke war weitergebraust.

Am Abend fanden wir seinen zertretenen Leichnam auf dem Felde, und soviel Blumen er auch im Leben geerndtet — im Tode konnten wir ihm nur das theuere

Kreuz auf die Brust, das Schwert in die Hand und eine Freundesthräne mit in die kühle Gruft geben!

Ehre dem tapferen Manne!

In jener Nacht aber entzückte er die Damen und uns durch seine herrlichen Lieder, und als er schließlich geendigt, da drückten ihm die Schwestern dankbar die Hand.

Beide konnten es nicht fassen, nicht begreifen — wie der König von Preußen einen solchen Sänger den Wechselfällen und Unbillen des Krieges aussetzen konnte — und noch dazu als gemeinen Reiter! —

Immer mehr wich die Nacht dem voraneilenden Lichte der Sonne.

Die Damen ließen sich überreden, nun nach treu durchwachter Nacht ihre Ruhestätten aufzusuchen, während ich nach erfrischender Waschung Manolo bestieg und nur von einem Reiter begleitet den Berg hinunterritt und dann im langen Galopp der feindlichen Aufstellung zu jagte.

Gerade als ich in ein Wäldchen einbog, kamen mir vier feindliche Reiter entgegen, unmerklich verkürzte ich den Galopp, schaute den Leuten freundlich ins

Gesicht und kam — allerdings recht dumm angesehen — an ihnen vorbei. Ohne mich umzuwenden, rief ich dem mir folgenden Begleiter „nicht umsehen" zu, der pfiffige Ostpreuße machte seine Sache vorzüglich, kurz darauf, noch im Sehbereich der Patrouille, ließen wir unsere Thiere in Schritt fallen und ruhig fortgehen.

Die Reiter folgten uns nicht, mußten uns also für Franzosen gehalten haben! Ich glaube, wir hatten das nur den Mützen zu danken, ich hatte unsere Helme im Schlosse gelassen.

Doch von nun an vorsichtiger werdend, benutzte ich Wald und Thal und konnte bald von einer vorspringenden Parcelle aus deutlich den nach Nord-Osten abrückenden Feind erkennen.

Mehr brauchte ich nicht zu wissen!

Im schlanken Trabe erreichte ich ungehindert den Valogne, wo bereits ein Wagen mit den Waffen der Gefangenen beladen wurde, die Pferde standen gesattelt, die Mannschaften verzehrten das ihnen überreichlich gebotene Frühstück.

Als ich dasselbe gethan, setzte ich ein Schreiben an alle nach mir kommenden Kameraden auf, in welchem

ich die Bewohner der Burg dringend ihrem Schutze empfahl.

Gegen acht Uhr wurden die Damen sichtbar, und als auch Graf Adolf kurz darauf anlangte, konnte es an's Abschiednehmen gehen.

Daß dieses beiden Theilen nicht leicht geworden, brauche ich hier wohl nicht versichern.

Lange noch flatterten nach unserem Abrücken weiße Tücher auf dem Valogne, uns deutend, daß dort oben — mitten im Feindesland — zwei herrliche Frauen unserer gedachten! —

Vorwärts ging es. Die Fühlung mit dem Feinde war gefunden — fest mußte sie gehalten werden!

Ohne Rast noch Ruh, bei Tage und bei Nacht umschwärmten wir die feindlichen Massen.

Dabei kam das edle Blut, die Schnelligkeit unserer Thiere zur vollsten Geltung. Sorglos konnten wir uns in die feindlichen Aufstellungen einschleichen, den Wald oder die Nacht als Deckung benutzend: wurden wir auch einmal entdeckt, spielend entzog uns die Ausdauer und Geschwindigkeit unserer Pferde den Verfolgern. Bald waren wir von unsern zurück-

gebliebenen Reitern aufgenommen und konnten die so begehrten Meldungen ins Hauptquartier senden.

Doch immerhin sind eiserne Nerven, hoher, persönlicher Mut und rasches Erfassen der Lage und des Terrains unbedingte Erfordernisse für einen jungen Kavalleristen — soll er etwas Tüchtiges leisten.

Dafür aber hat auch dieses abenteuerliche Leben, dieses Spielen mit Gefangenschaft und einsamen, ungesehenem Tod einen ganz wunderbaren Reiz!

Und auf Keinen von uns übte dieses mehr Anziehungskraft als auf Graf Adolf.

Wo ein waghalsiger Ritt zu unternehmen, wo ein gefährlicher Auftrag auszuführen, sicher war es der Graf, welcher sich die Erlaubniß dazu erbat und erhielt, denn sein ganzes Temperament, seine hervorragende Gewandtheit im Sattel und endlich die überraschende Ausdauer und Sprungkraft des unermüdlichen Mazeppa ließen ihn als ganz besonders hierfür geeignet erscheinen.

Endlich kam der Tag, an welchem es auch Adolf's Verwegenheit nicht mehr gelungen war, die feindliche Stellung zu durchdringen.

Es war bei Wörth!

Vor konnten wir nicht!

Zurück wollten wir nicht!

Schlaflos verbrachten wir die Nacht im feuerlosen Bivak an der Seite unserer Pferde.

Würden die Franzosen angreifen?

Rings umher tiefe Stille — nur vom „qui vive?“ des Feindes oder dem leisen „Halt! wer da?“ unserer Vedetten zuweilen unterbrochen.

Endlos schien die Nacht! Blutigrot stieg die Sonne am Horizonte auf! Infanterie rückte, vom langen Nachtmarsch ermüdet, heran und übernahm unsere Aufstellung.

Wir ritten zurück. Neue, nie vorher im Feldzug gesehene Brigaden marschirten enggeschlossen auf.

Artillerie rollte heran. Kürassiere und Ulanen, Husaren und Dragoner trabten herbei und nahmen die ihnen gewiesenen Plätze ein.

„Himmel und Soldaten“, es war die einzig treffende Bezeichnung für all die von der Hand unseres Schlachtendenkers hier plötzlich vereinigten Massen.

Wochenlang hatten wir nichts wie unser Regiment, höchstens einmal eine Patrouille des Brigade-Regiments

gesehen und nun stand wie aus dem Erdboden gestampft eine ganze Armee versammelt.

Da gabs ein Begrüßen und Fragen! — alte Bekannte, die sich seit Verlassen der Kadettenschule nicht gesehen, reichten sich hier die Hände; — treue Waffengefährten von Düppel und Alsen, von Gitschin und Nachod, von Skalitz, Schweinschädel und Königgrätz standen hier zum ersten Male wieder Schulter an Schulter.

Die Feldflaschen kreisten, und die sparsam genug vorhandenen Marketender konnten nicht genug schaffen für all die durstigen Kehlen.

Allmälig kam Bewegung in die Reihen! —

Infanterie löste sich auf und avancirte — Adjutanten jagten Befehle bringend und holend umher — Batterien fuhren in der Karriere auf die Höhen und nahmen Positionen, bald dröhnte der Boden, zitterte die Luft von ihrem betäubenden Geknalle —; festen Tritts, mit wehenden Fahnen, folgten Halbbataillone ihren vorgezogenen Flügelkompagnieen; ihnen wieder nach rückten die alten, stolzen Regimenter, deren Fahnentuch aus Fetzen bestand, deren Fahnenspitzen aber mit Ruhmeszeichen bedeckt waren.

Auf jedem Gesicht stand, wenn auch nicht mehr der jubelnde Uebermut des Ausmarsches, doch aber das unumstößliche Vertrauen zum Führer und zum Siege zu lesen.

Bald hielten unsere aufgesessenen Regimenter nur noch allein, und auf dem noch vor Minuten so übervollem Platze begannen Sanitäts-Kolonnen Fahnen mit dem Genfer Kreuz aufzupflanzen. Krankenträger eilten vor und brachten reiche Lese zurück — herrenlose Pferde drängten sich wiehernd an unsere Schwadronen — Munitions-Wagen fuhren heran — Granaten schlugen, uns mit Eisen und Erde überschüttend, in unsere Reihen — mit jeder Minute wuchs die Stetigkeit des Feuers, doch auch die Zahl der Verwundeten.

Die Träger reichten schon lange nicht mehr aus — Schwerverwundete schleppten sich stöhnend zum Verbandplatz — Leichtblessirte ließen sich verbinden und eilten begeistert zurück in ihre Reihen. Musketiere brachten ihren sterbenden Führer aus dem Feuerbereich, Aerzte eilten hinzu, doch vergebens war ihr Mühen, gegen den Tod führten sie kein Mittel mit. Weinend schritt ein Bursche neben der aus Gewehren verfertigten Bahre, auf welcher sein Herr lag, aus

dem brennenden Trautenau hatte er den schon einmal Schwerverwundeten auf seinen Armen hinausgetragen, ihn dann gepflegt und heimgeleitet; dann hatten „sie“ geheiratet, waren von Neuem ins Feld gezogen und dem treuen Diener war die Sorge um den Herrn so dringend von der weinend zurückbleibenden gütigen Frau ans Herz gelegt worden! und nun! heute half der ehrlichen Seele all sein Jammern nichts, er mußte zusehen, wie der geliebte Vorgesetzte in ein Massengrab gelegt, wie rasch und mechanisch die dazu befohlenen Soldaten Andere dazu legten und dann mit Erde füllten. Am Abend verrichtete er seinen letzten und wahrlich nicht leichtesten Herrendienst; mit des Schreibens ungewohnten Fingern setzte er einen Brief an die daheim sich ängstigende Gebieterin auf, worin er ihr, „mit der Thür ins Haus fallend“, und doch in so gut gemeinten Worten das traurige Massengrab und seine nun bevorstehende Einstellung in die Kompagnie schildert.

Wieder an anderer Stelle schleppte ein Spielmann, selbst am Arme verwundet, einen jungen Fähndrich auf dem Rücken zurück, dem noch nicht 17 Jahre alten Jüngling, welcher voller Begeisterung mit der

ihn schier erdrückenden Fahne seines Bataillons vorgedrungen war, nahm eine Granate beide Beine.

Armer Jüngling, so jung und schon ein Krüppel! Wirst Du nicht noch oft wünschen, daß das feindliche Eisen ein wenig höher geflogen wäre! Viel Entsagung wäre Dir erspart geblieben! —

Gegen drei Uhr trugen hessische Füsiliere den tapferen Führer des XI. Korps zurück. Schon vor einer Stunde hatte er im brennenden Elsaßhausen den ersten Schuß in die Hüfte erhalten, trotzdem blieb er zu Pferde; jetzt hatte eine Kugel dem schneidigen General auch noch den Fuß zersplittert; Exellenz Bose mußte sein unaufhaltsam vordringendes Korps an General Gersdorff abgeben.

Doch auch Gefangene wurden zurückgeführt. Groß war ihre Zahl und unter ihnen befand sich der leicht verwundete Divisions-General Raoult; finster starrten die Offiziere vor sich zu Boden, leer hing ihnen die Scheide zur Seite, das Schwert hatten sie den Siegern überlassen müssen. Und wie schnell hatten die hartgeprüften Männer das Vertrauen zu den Generälen ihres Landes verloren. „Verrat!" das war das Wort, an welchem sie die eigene Waffenehre wieder aufzu-

richten glaubten. Ueberall hörten dies Wort die Gemeinen von ihren Offizieren. Gedankenlos plapperten sie es nach, die Hände tief in den Taschen der weiten Beinkleider, das Käppi zurückgeschoben, die selbstgedrehte Cigarrette im Munde, zuweilen weit ausspuckend, so standen diese Leute und erzählten jedem der es hören wollte, daß ihre Führer Verräter seien. Das Wort pflanzte sich fort von Mund zu Mund und hallte bald durch ganz Frankreich.

Alles, was seit langen Jahren in Frankreich an der Armee gesündigt worden — jene braven Degen, die ihr Leben lang treu gedient, auf fernen Gebieten ihrem Volke Waffenruhm, Länderzuwachs und Beute erworben, sie sollten plötzlich an Allem schuld — sie zu Verrätern geworden sein!

Und wer hatte jenen Männern denn das blanke Schwert im Jahre siebenzig in die Hand gedrückt! wer ihnen Kommandos anvertraut, denen sie nicht gewachsen?

Nur allein die Regierung, an deren Spitze ein Kaiser stand, der eine immer neuen Nervenreizes benötigte Frau hatte!

Doch jene Frau hat ihren Leichtsinn schwer büßen,

hat einen so jähen Schicksalswechsel durchmachen müssen, daß sie wohl genügend oft mit Reue an ihre jungen Herrscherjahre zurückdenken wird! —

Endlich kam auch unsere Stunde! —

Es schmetterten die Trompeten, — ein Kommando! und über zweitausend Schwerter fuhren aus den Scheiden, — ein Signal! und diese ganze festgeschlossene Reiterschaar setzte sich in Bewegung, trabte an und hüllte sich und die Umgebung in eine einzige, ungeheure Staubwolke.

Wohl eine halbe Stunde hörten und sahen wir nichts als das Stampfen und Prusten der Pferde, als den undurchdringlichen Staub. Ab und zu ein plötzlicher Halt, dann ein wildes Hinterherjagen.

Mitten aus der Wolke heraus hörten wir das Signal zum Aufmarsch, Signal „Galopp", „Marsch Marsch!" Hurrah! — Dem furchtbar vehementen Anprall nach mußten wir inmitten des Feindes sein! — Keiner erkannte den Andern! — Ob Freund, ob Feind — Alles stach, hieb und schoß wild um sich! — Jeder drängte vorwärts, dem Gaule beide Sporen in die Weichen schlagend, heraus, nur heraus aus diesem wüsten Durcheinander, aus dieser entsetzlichen Finsterniß! —

Viertes Kapitel.

Camira's Tod.

In diesem entsetzlichen Gewirre, in diesem den Athem raubenden und die Augen beißenden trockenen Staub glaubte ich einen Moment weiße Reiter zu erkennen, vielleicht waren es unsere Kürassiere! Doch wer wußte es, wer konnte es mir sagen! Ihnen schloß ich mich an. Plötzlich erhielt ich einen Stoß, einen Schlag, ich war mir über die Ursache nicht klar, hatte auch keine Zeit darüber nachzusinnen. Fest nur hielt ich meine Lucca im Zügel; den Sätzen nach, die das edle Thier machte, mußten viele Hindernisse in ihrem Wege liegen; allmälig legte sich etwas wie Betäubung über meinen Kopf, ich sah keinen Staub mehr, sah Pulverdampf, sah feindliche Tirailleure, merkte

wie mein Pferd einen Berg hinunterjagte und wie es dann plötzlich stille stand.

Ein Kamerad von unserer Infanterie hatte mein, durch seine Schützen stürmendes, Thier aufhalten lassen, half mir beim Absteigen und fragte, ob ich verwundet. Ich konnte es ihm nicht sagen. Ich griff nach dem Kopfe, er dröhnte und brummte! ich griff nach der rechten Schulter, sie stach und schmerzte heftig! fingerdicker Staub lag auf ihr, nach dessen Entfernung konnten wir eine kleine verbrannte Stelle entdecken; eine Kugel hatte sich dort hindurch einen Weg in das Schlüsselbein gesucht.

Mein Helfer mußte vorrücken!

Lucca beim Zügel nehmend schritt ich einem Gehöft zu. „Doktor, bitte sehen Sie mal nach ob ich verwundet,“ bat ich einen dort in voller Arbeit begriffenen Jünger Aesculap's; nach flüchtigem Hinschauen auf die vom Rock und Hemde entblößte Stelle erwiderte er: „leichter Streifschuß am Oberarm“ und fort war er! Ein Lazaretgehilfe trat an seiner statt zu mir und forderte mein Verbandzeug, ich lachte ihm ins Gesicht; strafend ob des fehlenden Packets, schaute er mich kopfschüttelnd an, er hatte auch keins mehr!

Mein Taschentuch auf die Wunde drückend wandte ich mich wieder der Lucca zu. Granaten und Schrapnels prasselten und krachten um das Gehöft herum, pfeifend zischten die kleinen Chassepotgeschosse in der Luft, trotz ihrer stand die brave Stute unbekümmert, die Blätter eines Stachelbeerstrauches abknabbernd.

Ich kletterte wieder auf ihren Rücken und ritt auf eine Anhöhe; dort stand Sr. Königliche Hoheit der Kronprinz und beobachtete den Gang der Schlacht, die Kugeln sausten um ihn herum, doch unbekümmert hielt der ritterliche Erbe Preußens und jetzt Deutschlands Krone auf seinem Trakehner.

Nachdem ich einiges über den Verlauf des Kampfes erfahren und mir aus staubfreier Höhe denselben einmal ordentlich angeschaut, ritt ich weiter; zufällig vernahm ich von einem umherreitenden Generalstabsoffizier, daß die Kavallerie in der Nähe eines Gehöfts voraussichtlich Bivaks beziehen würde.

Dorthin ritt ich!

Der Feind zog sich in heller Flucht aller Orten zurück — uns das Kampffeld überlassend. In jenem gleichfalls von Verwundeten schon überfüllten Gehöft entdeckte ich einen Stall, in welchem zwei gehörnte

Häupter wiederkäuend und mit den langen Schwänzen nach Fliegen wedelnd, standen; zu ihnen gesellte ich Lucca. Einen seines Pferdes verlustig gegangenen, umherirrenden Reiter meines Regiments stellte ich dazu und machte ihn für alle Drei mit seinem Kopfe haften; ich selbst aber wandte mich dem nahen Felde zu, um einen Arzt zu suchen, der mich verbinden, eine Quelle, an der ich meinen brennenden Durst löschen und mich vom geronnenen Blut reinigen konnte. Denn in der Gegend des Gehöfts war auch nicht ein Tropfen Wasser zu entdecken; eine Granate hatte den Ziehbrunnen getroffen und ihn momentan unbrauchbar gemacht.

Zwei unreife Aepfel langte ich mir vom Baume und suchte an ihnen den Gaumen zu kühlen.

Immer weiter vorgehend, gelangte ich an den Platz, wo unsere Regimenter mit den feindlichen zusammen gekommen waren, denn haufenweise lagen Reiter und Pferde dort am Boden. Vielleicht fand ich einen Kameraden, dem ich helfen konnte, vielleicht war es auch Neugier, welche mich immer weiter über das blutgetränkte Feld zog.

Schlachtfelder sehen sich mehr oder weniger ja alle gleich! und seitdem die Panoramen sie in so natur=

wahrer Deutlichkeit für je eine Reichsmark Entree dem Publikum zur bequemen Ansicht ausgestellt haben, lohnt es kaum der Mühe eins beschreiben zu wollen. Das Einzige vielleicht, was ich auf den Bildern dort vermißt habe, ist das Jammern und Stöhnen der Verwundeten.

Vielleicht verhelfen diese Zeilen dazu. Und ein spekulativer Kopf läßt, ebenso wie ja schon in einigen Panoramen hinter der Leinwand Schüsse gelöst, getrommelt und „Hurrah" gerufen wird, in Zukunft noch ächzen und stöhnen.

Zur Anschaulichkeit des Ganzen und zum Nervenkitzel der Frauen würde diese Neuerung nicht unwesentlich beitragen.

Ein Wort dürfte aber auch dann nicht vergessen und müßte möglichst von recht vielen Statisten hinter den Koulissen gerufen werden und zwar in allen Tonarten — vom Verschmachten bis zur letzten, leise ausgehauchten Bitte des Sterbenden!

Es ist das Wort „Wasser!" — „Wasser! Wasser!" und immer wieder „Wasser!"

Sie Alle, die dort zerstümmelt, zertreten und in ihren letzten Zuckungen lagen; sie kannten nur den

einen Wunsch; sie hatten nur die eine heiße Bitte: „Wasser!“

Nach ihm flehten, nach ihm schrieen sie!

Von hohen Offizieren, von guten Freunden, von braven Reitern meines Regiments mußte ich die Bitte anhören, während mir selber der Gaumen wie höllisches Feuer brannte. Mit Vergnügen hätte ich meine mit Gold und Scheinen gespickte Börse für einen wenn auch nicht einmal klaren Schluck Wasser hingegeben.

Es ist ein großes Glück, daß mit der Not und dem Leiden dieser Erde auch die Abstumpfung unserer Empfindungen dagegen zunimmt.

Wie anders wäre es mir sonst möglich gewesen, weiter und immer weiter über das grausige Feld zu schreiten? all das auf so kleinen Raum gedrängte Elend mit anschauen zu können, ohne auch nur die Möglichkeit einer baldigen Hilfe in Aussicht stellen zu dürfen?

Es ist ja richtig! groß sind die Hilfsmittel unserer Krankenpflege gewesen, wie gering sind sie aber in Anbetracht der vielen Tausenden, welche ein einziger,

kurzer Schlachttag zu ihrer dringend Bedürftigen macht!

Schaudernd, ob all der menschlichen Unvollkommenheit, dem Schöpfer dankend, daß ich nicht auch dort zu liegen brauchte, gelangte ich zu der Stelle, wo nach meiner Berechnung ich die weißen Uniformen gesehen haben mußte.

Und richtig! deutlich war es an den massenhaft umherliegenden, großen, schönen Kürassieren zu sehen, daß dort die Kürassiere des Generals Bonnemains und die Brigade Michel im todverachtenden Ritt einen verzweifelten Ansturm gegen das XI. Korps ausgeführt hatten. Das Feld war ja überall mit Toten und Verwundeten bedeckt; allein 11 000 Preußen, darunter 1700 tot, lagen zerstreut umher, und der Verlust der Franzosen war noch bedeutender; nirgends markirten sich die Opfer aber so deutlich, wie an jener Stelle!

Mann an Mann, Roß an Roß waren die weißen Reiter dort unserm Schnellfeuer zum Opfer gefallen!

In Sinnen verloren dachte ich an die vielen Familien, die der heutige Tag in Kummer versetzte;

an all die Frauen, die der Tag zu Wittwen machen würde.

Da fiel mein Blick zufällig auf einen schönen, bleichen Offizier, dessen Augen weit, wie um Hilfe flehend, auf mich gerichtet waren.

Wo hatte ich diese schwarzen Augen schon gesehen? Ich blieb stehen, blickte noch einmal hinein und „Camira! mein lieber Graf Camira!“ rief ich schmerzlich bewegt aus.

Was dem Elende Tausender meines Volkes nicht gelungen, dort, an der Seite eines feindlichen Reiters übermannte mich mein Gefühl! Thränen traten mir in die Augen. „Mein armer, lieber Graf, wie kann ich Ihnen helfen?“ war alles, was ich, an seiner Seite niederknieend, hervorbringen konnte.

Ein liebliches herziges Kindergesicht mischte sich dabei mit in mein Denken. Was würde die kleine Gräfin sagen, wenn wir uns dereinst begegneten und sie erfahren, daß ich den Gatten hilflos auf der Wahlstätte gelassen habe?

Doch wie helfen?

Vorsichtig nestelte ich dem Verwundeten den Koller auf, schlug das blutgetränkte Hemde auseinander und

sah einen kleinen blauen Fleck, kaum von eines Pfennigs Größe, auf der Brust. Langsam sickerte ein Blutstropfen daraus hervor!

Der Graf hatte mich trotz der mein Gesicht bedeckenden Staubkruste erkannt, wehmütig schüttelte er auf meine Frage, ob er sich stark genug fühle von mir unterstützt zu gehen, mit dem Kopfe. Leise lispelten seine Lippen: „Lassen Sie mich, mit mir ist's aus!“ Jedes Wort mußte ihm schwer geworden sein, denn seine Rechte griff krampfhaft nach der Wunde.

Doch davon konnte keine Rede sein. Aber wie sollte ich dem einstigen Gastgeber meinen Dank erstatten? wie ihm helfen?

Rat- und mutlos blickte ich umher. Nirgends war Hilfe, nirgends Rettung zu erhoffen. In der Ferne sah ich einige Reiter, sie kamen näher! — einer trug meine Uniform — das konnte nur Graf Adolf auf Mazeppa sein!

Ich legte die Hände an den Mund, und so laut es die ausgetrocknete Kehle vermochte, rief ich: „Adolf! Adolf!“ — aber mein Freund hörte nichts. Dann begann ich zu winken — auch das blieb ohne Erfolg. Endlich lief ich ihm entgegen. Das half! Die Be-

wegung auf dem Totenfelde war dem ihn begleitenden Trompeter in die Augen gefallen, dieser hatte den Grafen darauf aufmerksam gemacht und des Freundes Falkenaugen hatten in kurzem mich erkannt. Sofort änderte er die Richtung und ließ den Hengst die Verwundeten möglichst umgehend, die Toten überkletternd, zu mir schreiten.

„Bist Du verwundet?“ war seine erste Frage, doch mit ihr zugleich kam meine dringende Bitte, mir zu helfen, Graf Camira in das von mir bezeichnete Gehöft zu bringen.

Zum Glück hatte der Graf Zeit. Er war vorausgesandt, um den Regimentern den Bivakplatz zu weisen; da sie aber noch am Feinde, wollte er ihnen entgegenreiten. Der Trompeter mußte Mazeppa's und des Ordonnanz-Pferdes Zügel nehmen, wir drei lösten den Mantel vom Sattel eines gefallenen Pferdes und betteten den Verwundeten darauf.

Unendlich mühsam und nicht ohne Schmerzen für den Armen ging der Transport von statten, schwere Schweißperlen standen uns auf der Stirn, doch wir wollten! und da mußte es gelingen!

Und es gelang auch!

Im Stall, wo Manola gestanden, betteten wir auf Heu und Stroh Graf Camira. Der Trompeter ritt, um einen Arzt aufzusuchen; Adolf bestieg seinen Hengst, um die Regimenter zu erwarten und sich nach Wasser umzuschauen, während ich mich auf einen umgestülpten Eimer zur Seite Camiras setzte. Dieser bat mich um einen Schluck Wasser!

Traurig, daß ich seine Bitte nicht erfüllen konnte, wandte ich mich an den bei Lucca zurückgelassenen Reiter. Wasser hatte dieser nicht, aber Milch; er hatte seine Muße zum Melken einer Kuh benutzt und noch zum Glück die andere nicht auch leer getrunken. Schnell mußte er letztere von ihrer Milch befreien und mit dem weißen, schaumigen Naß erquickte ich den Durstigen, welcher, nachdem er das Gefäß bis zur Neige geleert, in einen fieberhaften Halbschlaf verfiel.

Nach langem Warten brachte der Trompeter unsern Regimentsarzt, doch dieser warf nur einen Blick auf die allmälig brandig schwarz werdende Wunde, befühlte einen Moment das Herz und wandte sich, um den Stall zu verlassen.

Draußen versicherte er mir, daß der Graf die

Nacht nicht überleben werde. Darauf legte er auch mir einen Verband an und eilte dann unverdrossen seinem an jenem Tage so überaus schweren Berufe nach.

Traurig bereitete ich mir nun selbst ein Lager vor der Stallthür, von welchem aus ich meinen Verwundeten sehen und zugleich die prächtige Abendluft genießen konnte.

Nur vereinzelt fielen noch ab und zu Gewehrschüsse in der Ferne. Offiziere und Ordonanzen, Burschen mit Handpferden und Versprengte, Preußen, Baiern und Würtenberger irrten umher und suchten ihre Truppentheile. Bauernwagen, durch Ulanen requirirt, fuhren zur Aufnahme der Verwundeten. Regimenter kehrten vom Kampfplatz zurück und rückten ins Bivak. Zuletzt auch unsere Brigade. Ganz in der Nähe des Gehöftes erhielt sie den Lagerplatz angewiesen. Die Leute saßen, nach zehnstündigem Verweilen im Sattel, ab, lösten die Leinen, pflockten Pfähle ein, banden die Pferde an und trafen alle Vorbereitungen zur Nacht.

Doch was Mann und Roß am meisten fehlte, es war nicht zu schaffen! Theilweise bis zur Sauer mußten die Pferde zur Tränke zurückgeschickt werden,

und das Wasser, welches unsere Leute zum Trinken benötigt, mußten diese aus einer Entfernung von vier Kilometer sich holen und auch dort noch erkämpfen, denn alle Brunnen im weiten Umkreis waren von Infanterie und Artillerie dicht umlagert.

Indessen hatten unsere zurückgebliebenen Reiter nicht den Humor verloren! Sie umstanden neugierig erbeutete Mitrailleusen, trieben ihre Scherze mit deren langohrigen Zugthieren, welche Afrikas heißer Sonne noch nicht entwöhnt, den Anstrengungen des Tages zu spotten schienen. Ab und zu ergriff auch ein Ueberkluger eines der massenhaft umherliegenden Chassepot's, machte sich am Schloß zu schaffen und „paff" entlud sich der fremdartige Mechanismus in den ungeschickten Händen des thöricht in das Loch, welches er zum Glück nur in die Luft geschossen, schauenden Reiters. Nicht immer besonders freundliche Zusprüche folgten derartigen Versündigungen an Gottes schöner Natur.

Doch auch für die Neugier war gesorgt! Umgestürzte oder stehengelassene Wagen waren dort und wurden auf ihren Inhalt geprüft; meist bargen sie Schiffszwieback von unüberwindlicher Härte, dann auch wohl Zucker und Kaffee in großen Mengen. Auch

Equipagen, darunter diejenige Mac Mahons, wurden unter ungeheuerem Jubel der Versammelten ausgepackt, ganz wunderbare Toilette-Artikel gingen von Hand zu Hand, auch einige Koffer mit Damen-Garderobe fanden viel Beifall. Unter jenen Wagen wurde spät Abends ganz zufällig der Stabswagen der IV. französischen Division mit 220,000 Francs in Gold entdeckt. Doch hätte uns auch all das Geld gehört, wir hätten dennoch kein Faß Bier dafür erhalten, weit zurück waren die Marketender gefahren, um neue Vorräte einzuhandeln.

Unsere „eisernen Rationen" waren ohne Wasser nicht genießbar, und brachten auch einige Reiter vom Tränk-Kommando solches unverschüttet mit, so stürzten die durstig Zurückgebliebenen sich sofort darauf, um ihre Gaumen zu kühlen.

Im Laufe des Abends konnten wenigstens ungefähr, die Verluste festgestellt werden, welche das Regiment erlitten. Wenn wir auch mit schweren Opfern unsern Antheil am Erfolge des Tages zu zahlen gehabt, so stand die Zahl der Toten und Schwerverwundeten in gar keinem Verhältniß zu jenem Eindruck, den uns das wüste Handgemenge, der vehe-

mente Anprall der beiderseitigen Reitermassen und das ganze Kampfgetöse hinterlassen hatte. Die meisten unserer blauen Reiter waren mit ganz geringen Verletzungen, mit Hautabschürfungen oder mit Schrammen am Körper ihrer Pferde gnädig davongekommen.

Finsterniß legte sich allgemach über das weite Lager; Wachtfeuer flammten rings umher auf, Soldaten sangen; plötzlich entstand Bewegung auf der Straße, die Leute eilten dahin, schrieen Hurrah, warfen die Mützen jubelnd in die Luft, Kronprinz Friedrich Wilhelm besuchte seine Armee-Korps, dankte seinen Soldaten für ihre Tapferkeit, und diese jubelten ihm in höchster Begeisterung — ein Hoch nach dem anderen ausbringend — entgegen.

Von ihm und seiner Umgebung erfuhren wir, daß auf den Spicherer Höhen bei Saarbrücken ebenfalls ein Kampf am heutigen Tage stattgefunden habe; daß auf jenen Feldern, in jener Nacht des 6. August auch noch über 10,000 Tote und Verwundete der Hilfe harrten.

Von unseren Kampfesfeldern erscholl manch unheimlicher Schmerzensschrei zu uns herüber; gespenstig huschten Lichter über die Wahlstätte; es waren die

Laternen der Krankenträger, welche die ganze Nacht nach Verwundeten suchten, sie auf Wagen verluden und zurücksandten.

Dann klang, von Regiment zu Regiment geblasen, der wunderbar herrliche Abendsegen durch die still gewordene Nacht; manch tapferer Streiter hörte ihn zum letzten Mal! Manch unversehrt Gebliebener faltete die Hände zum heißen Dankgebet zu seinem Gott empor, und von demselben Gotte erflehten dicht daneben Viele, die sich in wahnsinnigsten Schmerzen krümmten, ihre endliche Erlösung herbei.

Ja, schwerstes Leid und größte Freud wohnen oft so dicht bei einander auf dieser seltsamen Erde!

Doch im Kriege geht das Avancement auf der militärischen Leiter nur über die Leichen der Vorderleute hinweg. Vorwärts nur blicken darf der Berufssoldat! weh ihm, wenn er sich mit sentimentalen Träumereien abgeben wollte!

Graf Adolf hatte sich inzwischen mit Graf D. und v. O, von unserm Regiment, zu mir gesellt und wir besprachen die Episoden des Tages; ringsum hörten wir das gleichmäßige Schnarchen der todesmüden tapfern Reiter, darin mischte sich das Quaken der

Frösche, das Zirpen des Heimchens und das klagende Geschrei der umherflatternden Käutzchen.

Jetzt endlich war die Zeit gekommen wo ich, ohne den Neid der benachbarten Waffengefährten zu erregen, meine beiden Wiederkäuer denen des Handwerks kundigen Reitern übergeben konnte. Bald verkündete frischer Blutgeruch, das ein rohes Beafsteak in nicht so langer Ferne unser und unser braven Reiter harren werde. Und als der Moment gekommen und wir einmütig um ein großes, mit gehackten Fleisch bedecktes Brett saßen, flüsterte der ehrlichste und biederste aller Ostpreußischen Magnaten, der „einzig wahre Graf" D., daß sich in seiner Satteltasche noch eine ganze, volle Flasche Pommard befinde.

Mutig hatte der erlauchte Mann, da seine Reiter auch nichts gehabt, alle Qualen des Durstes ertragen, hatte jetzt der Versuchung widerstanden, die Flasche allein zu leeren und uns, mit echt preußischer Gastfreiheit, dazu geladen.

Wie Verschwörer, so zogen wir leise zum Gräflichen Rappen, vorsichtig langten wir die gebauschte Flasche hervor, alle Blicke hingen gespannt auf Adolfs Fingern,

als diese die Kapsel vom Kork entfernten und jenen dann vorsichtich emporzogen. Mit silbernen und güldenen Bechern waren wir hinreichend versehen und so konnte denn die edle Burgunder Rebe ihren Saft sofort in selbige gluckern lassen. Hei wie das mundete!

Ein Glas bat ich — dem noch schlafenden Feinde in der Flasche zu lassen.

Dann zündeten wir uns Cigarren an, und allmälich versank auch Einer nach dem Andern von uns in den wohlverdienten Schlaf.

Ein Stöhnen weckte mich daraus, es kam vom Stalle her; ich entfachte die Laterne zu hellerem Licht und leuchtete nach dem Grafen. Er war erwacht und schien bei voller Besinnung, da es ihm nicht gelang sich allein aufzurichten, so bat er mich ihm dabei behilflich zu sein, vorsichtig ihn etwas zurück schiebend, legte ich ihm ein Bündel Heu unter den Rücken. Dann reichte ich ihm den Becher Pommard, welcher ihm sichtlich wohlthat, denn mit etwas deutlicherer Stimme fing er an von seiner Frau zu sprechen; als er geendigt, schilderte ich ihm unsern Besuch auf dem Valogne, natürlich dabei alles vermeidend, was ihn irgend aufregen konnte.

Die Schilderung hatte dem Gatten wohl das Bild seines geliebten Weibes lebhaft vor Augen geführt und im Gedanken an „sie“ mußte er seine Schmerzen momentan vergessen oder wenigstens verbissen haben; denn mit völlig klarer Stimme bat mich Camira seiner Frau Brieftasche, Uhr und vor allem seinen Segen und seinen Dank für all die ihm jederzeit erwiesene Liebe und Treue zu überbringen. Darauf drückte mir der edle Mann die Hand und dankte auch mir noch für meine Mühe, dann wurde seine Stimme leiser und nur ab und zu that er noch eine Frage oder bestellte mir einen Auftrag; ob ich ihm zuletzt noch geantwortet, kann ich nicht sagen, denn nachdem ich meinen Mantel über des Verwundeten Beine gelegt, streckte ich mich an seiner Seite zur Wache nieder.

Doch die Natur war stärker als mein Wille!

Erst am Morgen, als Graf Adolf in den Stall trat, fuhr ich fiebernd und fröstelnd empor, beugte mich über den Schlafenden neben mir, horchte seinem Athmen, nichts regte sich, nichts konnte ich hören, leise fuhr meine Hand über die bleiche Stirn, doch schaudernd zog ich sie schnell zurück:

Kalt und tot war Graf Camira!

Arme, kleine Frau wie wirst du den Schlag ertragen? —

Fröstelnd trat ich vor die Thür, thaufrisch war der Morgen, keine Aussicht auf Waschwasser, keine auf Kaffee!

Alles drängte fort, schlechter wie in einem solchen Morgenbivak konnte es nicht werden, also nur schnell vorwärts dachte jeder.

Der Stabsarzt trat zu mir, fühlte meinen Puls, besah meine entzündete Wunde und erklärte, daß ich unmöglich reiten könne. Auf meine Widerrede sagte er mir voraus, daß ich morgen dann ganz untransportal sein würde, heute könnte ich mir selbst wenigstens noch ein Lazaret suchen.

Was sollte ich thun?

Ich ging zum Regimentsführer und meldete ihm den Ausspruch des Arztes, empfahl mich den Kameraden, übergab dem Wachmeister meine Pferde, ließ die Koffer herunterladen und sah dann mein geliebtes Regiment abziehen.

Als meine Pferde an der Queue an mir vorüberkamen, hätte ich beinahe nicht mehr zu widerstehen vermocht, es kostete mir einen Riesenkampf, um nicht

trotz Doktor und Wunde eines von den lieben Thieren zu besteigen und den Kameraden zu folgen.

Dann fuhren auch die Krümper ab, und ich stand allein! allein mit einem toten Mann und meinen Koffern!

Und mit beiden wußte ich nichts zu beginnen! —

Um mich nicht von meiner Stimmung überwältigen zu lassen, zündete ich eine Cigarre an und ging ein Gefährt suchend ins nächste Dorf. Doch schon vorher fand ich, was mir not that.

Ein zweirädriger Karren, der Tags zuvor noch französischen Offizieren zur Fortschaffung ihrer Bagage gedient, stand auf dem Felde, an Maulthieren war kein Mangel, und so fing ich mir denn eins und spannte es davor. Dann rief ich einen Eingeborenen herbei und mit seiner Hilfe gelang es mir den toten Grafen und meine Koffer zu bergen und, nachdem ich mir eine Leine construirt, selber Platz zu finden.

Also mußte ich jenen Ort verlassen, welchen ich vor zwölf Stunden auf meines edlen Pferdes Rücken betreten hatte!

Auch heute noch will ich nicht behaupten, daß mein Anblick ein sehr kriegerischer gewesen sei; soviel ich

mich aber erinnere, war mir das Lächeln der mir begegnenden Fuhrleute der Train- und Proviant-Kolonnen damals völlig gleichgültig.

Hatte ich doch auch genug zu überlegen!

Wohin sollte ich meinen Toten — wohin mich selber bringen? Alles war mit Verwundeten überfüllt; die ganzen Dörfer ringsumher waren stark belegt, an Pflege war dort garnicht zu denken.

Ich gelangte auf die Chaussee und mit Hilfe meines Säbels brachte ich das Grauchen in einen ganz leidlichen Trab, welcher mein Gefährt gegen Mittag nach Sulz, wo unser Kronprinz übernachtet hatte, schaffte.

Vor einem Gasthause band ich das schreiende Thier an und sein „ia“ mag wohl der Grund gewesen, daß ein Herr mir hilfreich entgegen kam. Von jenem Moment hatte meine Not ein Ende!

Es war Baron S., ein Delegirter des Johanniter-Ordens, welcher sich mit wahrhaft rührender Sorgfalt um mich bemühte. Nachdem er mir beim Waschen und Umkleiden Hilfe geleistet, sandte er sofort nach einem Arzt, welcher mich, nachdem er die Wunde sondirt und gereinigt, verband. Darauf mußte ich an

der Tafel Platz nehmen und mich an den reichen Vorräten des Ordens stärken. Und als auch das geschehen und der Baron meine Situation erfahren, sandte er nach der Bahn, um sich Auskunft über die Züge nach der Heimat zu erbitten, doch die fiel recht traurig aus, nur langsam und auf kurze Strecken verkehrten diese damals.

Zufällig fiel mein Blick auf die Bahnstation Valogne, in einer Stunde ging ein Transportzug dorthin und weiter ab.

Das mußte eine Schickung von Oben sein, so faßte ich es damals wenigstens auf. Sofort theilte ich dem hilfreichen Ordensmann meinen Entschluß dorthin zu fahren mit, bat ihn, mir zu helfen, den toten Grafen in den Zug zu befördern und fuhr, als der edle Baron mir auch dieses versprochen, nach der Station, während ein Soldat meine Karre dorthin lenkte.

Bei dem damals so gewaltigen Andrang war es für mich ein Glück, daß Baron S. mit dem Bahnhofs-Kommandanten bekannt war, denn sonst hätte es vielleicht doch Schwierigkeiten bereitet, den Toten unterzubringen.

So aber ging alles glatt von statten und ich dampfte, dem wahren „Helfer in der Not“ tausendmal dankend, gen Osten.

Meine Reisegesellschaft bestand aus lauter Frischverwundeten, welche Alle mehr oder weniger Wundfieber hatten und mit den Zähnen in Folge dessen klapperten. Sie waren noch nicht mit Waschwasser in Berührung gekommen und meist erst notdürftig verbunden, und aus der Freude und dem Appetit, welchen sie entwickelten, als ich ihnen den mir vom Baron S. mitgegebenen Vorratskorb präsentirte, konnte ich schließen, daß sie auch noch keinen Ueberfluß gelitten hatten.

Nach langsamer Fahrt und öfterem Halten langte der Zug spät Abends auf der Station des Valogne's an. Ein Wagen war bald, Dank der Bemühungen der dort liegenden Landwehrleute, zur Stelle und ich konnte die letzte Tour beginnen. Während hinten der Tote mit meinen Koffern untergebracht, hatte ich beim Kutscher Platz genommen und nun eigentlich zum ersten Mal rechte Muße, um über mein Unternehmen nachzudenken.

Ich glaube, daß ich damals lieber eine feindliche

Batterie mit meinem Kutscher allein gestürmt, als der kleinen Gräfin die Nachricht und den toten Gatten überbracht hätte; doch, das Fieber schüttelte mich, mein Mantel bedeckte den Grafen, und so befahl ich dem Kutscher zu fahren, was die Pferde laufen konnten.

Etwas Unangenehmes muß man so schnell wie möglich erledigen!

Durch das mir bekannte Thor rollte der Wagen, hielt vor dem Portal und ich stieg ab. Ein Diener erschien und ihm befahl ich, sogleich den alten Kammerdiener und den Gärtner des Grafen herbeizuholen. Diesen theilte ich kurz den Tod Camira's mit und redete ihnen zu, durch Ruhe und verständiges Benehmen jegliches Aufsehen im Schlosse zu vermeiden. Die Leiche befahl ich vor der Kapelle des Schloßparks abzuladen, dort aufzubahren, zu schmücken und das weiter Nötige zu veranlassen.

Was doch im Leben bei dieser Art Leute Ruhe thut! Sehen sie, daß Jemand, der nach ihrer Ansicht über ihnen steht, eine Sache ruhig auffaßt, klar befiehlt und den Kopf oben behält, so sind sie zu Allem zu bewegen und zu gebrauchen!

Als das nun so weit geordnet, ließ ich mich beim General melden.

Der alte Herr saß vor seinem mit Karten bedeckten Arbeitstisch und studirte die Rückschritte seiner einstigen Waffengefährten; zwischen dieser sich vor seinen Augen abspielenden Thatsache und den glänzenden Schilderungen der Pariser Zeitungen muß dem ehemaligen Soldaten doch auch ein Unterschied aufgefallen sein, denn schwere Sorgenfalten hatten seine Stirne bedeckt.

Doch was half's!

Ich trat auf ihn zu, und nachdem wir uns begrüßt, wollte der General sofort etwas Neues über die Zusammenstöße der beiderseitigen Armeen, von welchen er schon Einiges erfahren, wissen.

Daran anknüpfend rapportirte ich ihm kurz unsere Siege, die beiderseitigen furchtbaren Verluste und endlich den Tod Camira's.

Der alte Herr taumelte ordentlich zurück, so vollständig unerwartet mußte ihn dennoch die Kunde getroffen haben.

Doch was half es! das Schwerste stand ja noch bevor! — Da ich einsehen mußte, daß der Vater

doch nicht imstande sein würde, die Nachricht seinen Töchtern zu übermitteln, schellte ich und ließ durch einen eintretenden Diener Gräfin de la Roche zu ihm bitten.

Munter und guter Dinge trat die schöne Frau ins Zimmer, sie war freudig überrascht, mich zu sehen, bemerkte sofort meine Verwundung und erkundigte sich nach Adolf.

Als ich sie über ihn beruhigt und eine kurze Einleitung versucht, bat sie mich energisch, ihr ohne Umschweife mitzutheilen, was ich zu sagen habe.

Also hatte ich mir die mutige Frau gedacht! Das war eine von den Heldenfrauen, wie sie heute so selten geworden!

Mit Ruhe und Fassung vernahm sie meinen Bericht, hörte, daß der Schwager in der Kapelle aufgebahrt würde und überlegte, wie wir die entsetzliche Nachricht der geliebten Schwester beibringen sollten. Nach einigem Hin- und Herreden kamen wir zu dem Entschluß, diese der Gräfin Camira erst am kommenden Morgen mitzutheilen; der Tag ist für Trauerkunden immer geeigneter als die Nacht!

Doch auch diese kurze Frist sollte uns und ihr

nicht zu theil werden, denn der kleinen Frau mag wohl die Abwesenheit der Schwester zu lange gedauert haben, jedenfalls stand sie plötzlich im Zimmer.

Einen Moment herrschte tiefe Stille.

Ein Blick auf den Vater, ein Blick auf mich — muß der sorgenden Frau genügt haben, um ihr zu sagen, daß irgend ein Unglück geschehen.

Starr die Augen auf mich heftend schritt sie auf mich zu, umklammerte meinen Arm und bat mich mit einer Stimme, die mir tief, tief ins Herz schnitt, ihr „Alles“ zu sagen.

Alle meine Muskeln spannten sich gewaltsam, ich sah die entsetzliche Aufregung, die furchtbare Anspannung, in der sich die Nerven der mir so theuren Frau befanden; ich sah in die bittenden Augen, in denen sich eine ganze Welt von kommendem Schmerz abspiegelte und — ich konnte nicht widerstehen.

Leise griff meine Hand in die Uniform, langte die mir übergebene Tasche daraus hervor und reichte sie der Gräfin mit den Worten:

„Ihr Mann sendet Ihnen durch mich seine heißesten Grüße — seinen reichsten Segen — seinen Dank für

ihre Liebe. — Er starb heute Nacht wie ein tapferer Held, — ein echter Camira!“ —

Es war vollbracht! —

Langsam griff das bleiche, arme Weib nach der Tasche, wankte, von der Schwester und mir geleitet, nach einem Sessel — und saß dort lange Zeit starr, regungslos, ohne eine Thräne zu vergießen.

Keiner sprach ein Wort. Ich hatte einst gelesen, daß Trostworte wie Balsam selbst in die schwersten Seelenschmerzen tropfen sollen; zufällig fiel mir dieses damals ein. Leise mich an der Gräfin Seite niederlassend, fing ich an, von dem Gatten zu reden, seinen Tod zu schildern, seine letzten Worte zu wiederholen und endlich ihr mitzutheilen, daß sein Sarg morgen hier sein würde. — Erst die letzten Worte gaben ihrem Hinbrüten eine andere Richtung, ihrem Denken ein Ziel. Sie wollte wissen, wann der Sarg kommen, wer ihn bringen würde.

Doch erspare mir die verehrte Leserin die Schilderung jenes Abends oder vielmehr jener Nacht. Mir that das Herz so weh, und ich konnte ja doch nicht helfen! außerdem schüttelte mich der Frost und die enge Uniform drückte meine Wunde. Morgen stand

außerdem noch ein aufregender Tag bevor, und so entschloß ich mich, den Gräfinnen die Hand küssend und sie auf den Trost, der ja nur allein von Oben kommen kann, verweisend, zum Rückzug.

Mit Hilfe einer Kammerzofe suchte ich ein Fremdenzimmer, ließ mir die Wunde frisch verbinden und versank dann in den weichen Betten in einen langen, traumlosen Schlaf, welchen so stärkend und wohlthuend wohl nur die Jugend zu geben vermag.

Es war neun Uhr als ich am andern Morgen klingelte, der Kammerdiener erschien und meldete, daß der Tote aufgebahrt und geschmückt in der Kapelle liege, daß aber von den Damen noch keine im Hause sichtbar sei.

Bald war meine Toilette beendigt und ich beschloß, in anbetracht der Kriegsverhältnisse etwas Hausherr zu spielen.

Zuerst schrieb ich an den Kameraden, welcher im Dorfe Valogne die Landwehr kommandirte, ob er wohl zum Begräbniß eines französischen Offiziers mir einen Zug seiner Leute schicken wolle — die Zeit würde ich noch näher angeben.

Darauf befahl ich, daß das Frühstück auf der

Terrasse serviert und dieses dem General und den Damen gemeldet werde.

Alsdann begab ich mich zur Kapelle. Die alten Leute hatten das Möglichste geleistet; nur trug ich dem Gärtner auf, noch recht viel Blumen um den Toten zu breiten.

Zur Terrasse zurückgekehrt, fand ich die Familie versammelt. Gräfin Camira war ebenso wie ihre Schwester schon in schwarze Trauerkleider gehüllt und dunkel wie ihr Anzug, verging der Tag!

Es ist doch gut, daß jedem Morgen auch ein Abend folgt. Wie schnell fliegt uns oft ein Tag dahin; wie qualvoll langsam krochen damals die Stunden!

Ob es wohl schwerer ist, selber zu leiden — oder zusehen zu müssen, wie Menschen, die wir lieben, Schmerzen erdulden?

Nicht leicht ist die Frage zu beantworten! Und ganz besonders geneigt zum Mitfühlen fremden Weh's sind wir in der Jugend. Denn in dieser sind unsere Herzen noch weich und nicht durch das endlose Unglück, welches ja täglich in allen Gestalten an uns herantritt, abgestumpft.

Ich weiß jedenfalls heute noch nicht, ob mein Herz

nicht ebenso, über meine Hilflosigkeit die Klagen jenes bleichen Weibes nicht mildern zu können zerfleischt worden ist, wie das Gräfin Camiras durch ihren eigenen Jammer.

Doch auch jener Tag ist vergangen! vergangen so gleichmäßig, wie ja alle Tage seit Jahrtausenden vergangen sind!

Was kann doch das arme Menschenherz ertragen, ehe es bricht! —

Ersparen Sie mir auch, verehrte Leser, die trostlose Schilderung jener Tage; nur kurz will ich erwähnen, daß, als die preußischen drei Salven über das Grab des tapferen feindlichen Reiters verklungen waren, die Gräfin, bei jenem unheimlichen, hohlen Laut, welchen die drei Hände Erde hervorbringen, die der Ueberlebende dem Vorangegangenen nachwirft, in eine tiefe Ohnmacht versank. —

Vierzehn Tage brauchte mein Arm zur Heilung; dann schied ich von den trauernden Bewohnern des Valogne, um meinem Regiment nachzueilen.

Nach einigen Irrfahrten langte ich glücklich wieder bei den alten Waffengefährten an und war selig,

wieder im Sattel sitzen und dem Feinde entgegenziehen zu dürfen.

Wie wahr spricht doch jenes Lied:

„Das schönste Leben auf der Welt,
Führt der Soldat! —
Zieht er ins Feld! . . . —“

Was waren die kleinen Strapazen jener Kriegsjahre, gegen die Lust und Freude, welche wir am wilden, abenteuerlichen Leben gefunden hatten! Brachte uns doch fast jede Stunde Abwechselung, jeder Tag Aufregung und frische, kühne Reiter-Unternehmungen!

Kein Grenzpfahl und keine verbotene Tafel, kein Aehrenfeld und keine frische Saat durften dem Galopp unserer Rosse ein Halt gebieten! —

Wo wir einkehrten, ob bei Verwandten eines der vielen ehemaligen Herrscherhäuser Frankreichs, ob beim armen paysan — ob im Schlosse Rothschilds oder im Hause eines friedlichen Städters, an dessen Fenster uns ein niedlicher Kopf in die Augen gefallen war, überall „mußten“ wir willkommen sein.

Selbst eines Nonnenklosters gedenke ich manchmal mit Lachen. Wir hatten uns die Tage über weidlich mit feindlichen Reitern herumgehauen, endlich mußten

diese uns die Gegend räumen, jedoch nicht, ohne sie vorher gründlich ausfouragirt zu haben. Ueberall wo wir hinkamen klang uns das Entsetzliche: „du tout, du tout — rien du tout!“ in die Ohren; da führte uns der Weg an einem Kloster vorüber. Schnell war der Eingang erzwungen; lachend schauten wir auf die protestirende Oberin und auf die neugierigen, kleinen Nonnchen, welche sich die feindlichen Reiter durch die alterthümlichen, bleigefaßten Scheiben betrachteten. Am mächtig lodernden Herdfeuer bereitete unser Koch aus den reichen Klostervorräten ein prächtiges Mahl, unsere Ordonnanzen deckten die Tafel, und unter den Klängen des Pariser-Einzug-Marsches führten wir die Schwestern galant zu Tisch. Der Keller hatte nach sorgsamer Auswahl sein Bestes geliefert. Was Wunder, daß bald in den sonst so stillen Hallen, sich frohes, keckes Reiter-Leben und Lieben breit machte. Nach Aufhebung der Tafel faßten wir die niedlichsten der kleinen Nachbarinnnen wie auf Verabredung um die Taillen und drehten uns mit ihnen nach Strauß'schen Walzertakten. Für den Abend wurde eine bengalische Kriegsnacht verabredet und unsere Burschen höhlten Kürbisse aus, versahen sie mit Teufelsfratzen und brennenden

Lichtern, schleppten Holz herbei und entzündeten darauf den hierdurch entstandenen Scheiterhaufen. Trompeter bliesen, unser Tenor gab einige seiner herrlichsten Lieder zum Besten, und einige!! Verheiratete setzten sich zur Aebtissin, welche sich, von den häßlichen der Nonnen umgeben, am Eingang zum Klostergarten niedergelassen hatte; — während wir mit den Nonnen „unserer Wahl" weit ab von ihr in den dunklen Gängen lustwandelten!

Mag es immerhin gewesen sein, daß einige durch Alter und Aussehen schon einige Jahrzehnte der Erde entrückten und sich den Himmelspforten näher gerückt fühlende Schwestern uns in die flackernde Lohe des Scheiterhaufens gewünscht haben; so viel ist sicher! manchen ihrer Mitschwestern waren jene beiden Kriegstage recht wohlgefällig.

Und ohne indiskret sein zu wollen, glaube ich, daß Einige vielleicht mit heimlichem Bangen nach recht baldiger Wiederkehr, sich auch noch ganz gerne der unserm Ausmarsch vorangehenden Nacht erinnern werden. Ein Zufall ließ uns wissen, daß Klosterzellen keine Riegel und Schlösser besaßen; ob nun der weise Gründer des Klosters jene Bestimmung zu

eigenem oder zu unserem Frommen niedergeschrieben hat, konnten wir nicht entscheiden; jedenfalls kam uns dieselbe außerordentlich zu statten! —

Hart und fest, wie die Sehnen und Muskeln unserer Pferde, wurde unser Körper, durchs rauhe Kriegerleben. Oft mag sich die Sonne, wenn sie beim Niedergang uns noch im Sattel gesehen, sich gewundert haben, uns beim Aufgange noch bei Wein und Spiel angetroffen zu haben.

Weßhalb sollten wir auch dem Schlaf unsere kostbare Zeit opfern? wußte doch Keiner, wieviel davon ihm noch beschieden sei! — und dann, der Wein schmeckte so gut! — die Frauen dort waren so schön! — und hatten wir keinen Gesang — nun, dann mußte das Spiel herhalten! —

Du edles Dreiblatt, treu sind wir Dir gewesen — so lange wir auf Welschlands Boden weilten und dann — noch etwas länger!! —

Von den Bewohnern des Valogne erhielten wir ab und zu einen Brief, in welchem sich unsere schönen Freundinnen nach unserm Ergehen erkundigten, zu unserer Schande muß ich jedoch hier gestehen, daß

wir mit dem Antworten recht saumselig waren; ein Jeder schob es immer auf den Andern.

Wo waren die gutgesitteten, tugendhaften Friedenssoldaten geblieben? Zu echten, rauhen Kriegern, welche die Feder haßten, den Trunk liebten und am wilden Feldleben tagtäglich mehr Gefallen fanden, hatte sie das Lagerleben in kurzer Zeit verwandelt.

Und wer könnte es uns verdacht haben?

Alle Tage fast knatterte es aus den Büschen; waren es keine Rothosen, so machten sich Franktireurs ein Vergnügen daraus, von den steilen, unwegsamen Knicks oder aus dichtem, zu Pferde undurchdringlichem Gestrüpp, ihre Scheiben oder Schrotbüchsen auf uns einzuschießen.

Lagen wir einsam in deutschen leeren Orten, überfielen uns die plötzlich zu Mobilgardisten gewordenen Blousenmänner. Erbaten wir uns von Frankreichs Männern Auskunft, wir konnten sicher darauf rechnen, daß sie uns absichtlich in die Irre schickten.

Im Lande, wo alle Männer uns betrogen, blieb uns nur die eine Möglichkeit uns zu rächen, indem wir Gleiches mit Gleichem in ihren Frauen jenen zu vergelten suchten! —

Und nun genug von jenen Zeiten, wo wir den Göttern gleich, im herrlichen Frankreich lebten.

Der Krieg war aus! —

Wohl Mancher ist gerne heimgekehrt zu Weib und Kind! Von meinem liebsten Freunde und mir kann ich Gleiches nicht berichten. Wir wären lieber noch geblieben!

Wohl möglich, daß wir geahnt: Die allerschönste Zeit auf Erden, unsere wilden, frohen, sorglosen Tage, unwiederbringlich gehörten sie der Vergangenheit! —

Fünftes Kapitel.

Im Rheingau.

Es war im Juni 1873, als einige Reitknechte in einfach-vornehmen Livreen gegen vier Uhr Nachmittags mehrere Pferde vor dem Holländischen Hof zu Rheinstein hielten. Es waren hervorragend schöne englische Thiere, welche leicht gesattelt und gezäunt, die edle Abstammung auf den ersten Blick erraten ließen. Manch bewundernder Blick war seit einer Stunde auf sie gefallen, denn so lange mindestens standen sie schon dort, und während dieser Zeit waren ihre Nerven hinlänglich auf harte Proben gestellt. An ihnen vorüber brausten unmittelbar die Züge der hessischen Ludwigsbahn; jagten fortwährend in der engen Gasse sie fast berührend, Equipagen und Droschken dem Bahnhof und der nahen Dampf-

schiff-Ladungsstelle zu. Und zu diesem noch die heiße Sonne, der Staub, der Sprengwagen und vor allen die fürchterlichen Schnaken, die Landplage des herrlichen Rheingaues.

Während dessen saßen ihre Herren, in den kleidsamen Ueberröcken rheinischer Reiter im animirtesten Gespräch mit Kameraden der Infanterie und einigen hohen Würdenträgern der katholischen Kirche an der linken Ecke der langen table d'hôte des Hotels.

Sie waren in ausgelassenster Stimmung; was fehlte ihnen auch auf dieser Erde! —

Jung, reich, gesund und in einer der schönsten aller Garnisonen unseres Vaterlandes!

War doch das alte Rheinstein mitten im herrlichen Rheingau gelegen, auf welches die Sonne ja so ganz anders zu strahlen scheint, als auf alle übrigen Gaue unseres einigen Deutschland. Und nicht mit Unrecht thut sie das, denn es lohnt sich wohl der Mühe, dieses schönste Stück unserer heimatlichen Erde zu bevorzugen, diese Perle im Deutschen Reich.

Und wie es an den Hängen des Rheins in den gehüteten und bewachten Weinbergen gährte also gährte und brauste es noch in den Köpfen und Herzen

unserer Reiter. Erst vor kurzen hatten sie die scharfen, schneidigen Klingen an die Wand hängen und dafür den leichten Friedenssäbel umschnallen müssen, hatten wieder die lange und gerne entbehrten Epauletten aus staubigen Kästen hervorgesucht, hatten, statt zu empfangen, am ersten des Monats Geld herauszahlen, kurzum, hatten sich an das Friedensleben gewöhnen müssen. Doch wie schwer ist ihnen das geworden! denn noch kreiste in ihnen dasselbe wilde, unruhige Blut; noch war ihnen dieselbe Lust zu verwegenen Abenteuern, zu wilden, wagehalsigen Ritten geblieben, noch waren sie ganz dieselben fröhlichen, schneidigen Reiter, die vor zwei Jahren Frankreichs Boden so ungern verlassen hatten.

Ja! sie waren dieselben geblieben und das einzige an ihnen, was sich geändert, waren „ihre Verhältnisse"!

Wohl nun den Kameraden, denen es vergönnt gewesen, das bedeutende Mehr an Lebenslust nicht in kleiner Garnison im Wein und Spiel ertränken zu müssen, sondern am Rhein, im Strudel der Großstadt sich allmälig abschleifen zu lassen!

Zu diesen wenigen Auserwählten gehörten die

blauen Reiter-Offiziere an der table d'hôte des Holländischen Hofes. War es doch kaum möglich sich eine bessere Kavallerie-Garnison, als das alte Rheinstein auszudenken, war doch in ihm und seiner Umgebung alles vereint, was das Herz eines fröhlichen, jungen Reiters nur erhoffen und wünschen konnte. Und nicht zum wenigsten trug der tägliche Mittagstisch in jenem vortrefflichen Hotel, zum Wohlbefinden der Herren bei; welch echter Tropfen war in seinen Kellern, welch gute Küche wurde dort geführt! Dazu kam, daß stets auch etwas für's Auge an der Tafel vorhanden war: herrliche Frauen aus aller Herren Länder, sie kamen, sie gingen, und manch Einer ist das letztere recht, recht schwer geworden; ein zartes Band ist ja so rasch geknüpft, jedoch so schwer zerrissen!

All den heiteren Tischgenossen spielte tagtäglich „Meierbeer's Quartett" unermüdlich seine lustigen Weisen; wie so manche Gelegenheit zu fröhlichen Scherzen gab uns doch das zu allen Schandthaten aufgelegte Vierblatt. Wenn so ein echter Jünger Moses, mit seinem Rebeckchen auf der Hochzeitsreise begriffen, beim Dessert schweren Herzens ein Goldstück in Meierbeer's Teller gleiten ließ, damit dieser seiner

Frau ihr Lieblingsstückchen geigte; dann hatten Rheinland's lustige Reiter immer zwei und mehr davon über, um das Stück mit grellem Strich mitten in der schönsten Stelle abbrechen und an seinerstatt das für ein echtes Semiten-Ohr so entsetzlich klingende: „Schmeißt ihn raus, den J . . ." spielen zu lassen. —

Und derartige musikalische Racekämpfe hat es manche gegeben, nie aber ist es jüdischem Golde gelungen, hierbei den Sieg davon zu tragen.

An jenem Juni-Tage aber dachte Keiner von uns an Kampf, und Meierbeers patriotische Seele hätte auch für kein — Kleingeld!! — der Erde es vermocht, seiner und seiner Gehilfen Fidel andere Töne zu entlocken, als Sieges- und Reiterlieder.

Wir feierten einen Doppelsieg!

Graf Adolf hatte in Baden-Baden die „Armee" auf Mazeppa gewonnen und dieses war an und für sich schon ein großes Ereigniß für unser Regiment. Fühlt sich doch Jeder so vollständig eins und verwachsen mit seiner Truppe — daß, was Einer sündigt, Alle büßen — daß aber, was Einer erringt und erreitet, auch Alle mit gleichem Stolz erfüllt. Und war es nun gar ein so über alles geliebter Kamerad und

Vorgesetzter wie Graf Adolf, welcher dem Regimente dieses neue, frische Blatt errungen, welcher den blauen Rock unter tausendfachem Jubel der Menge durch den Siegespfosten getragen, dann nahm die Freude darüber Dimensionen an, die nur derjenige zu verstehen und zu würdigen vermag, der selbst der Preußen herrlichsten Rock mit ganzer Passion und völlig ungetheilter Liebe getragen.

Seht sie an, die lieben, braven Jungen! noch vor kurzem kannten sie nichts als ihr eigenes Wohlbefinden, eine gut gefüllte Schüssel war ihr höchstes Ideal auf Erden. Und nun, nachdem sie einige Zeit die eiserne Schule des Gehorsams und der Disciplin durchgemacht, nachdem sie kennen gelernt, daß es noch etwas höheres auf Erden, als die eigene Wohlfahrt gibt, nachdem sie den unvergleichlichen Geist der Kameradschaft und des Ehrgefühls eines preußischen Regiments in sich aufgenommen — da ist ihre Brust vor freudigem Stolz geschwellt, da glänzen ihnen die ehrlichen Augen, wenn sie Euch von ihres Regimentes Thaten und Ritten erzählen dürfen. Gern theilen sie ihr letztes Stück Commisbrot mit dem Pferde, welches ihrer Waffe den neuen Ruhm zum alten hat zufügen helfen.

Doch der Sieg in Baden war nicht die einzige That Mazeppas gewesen. Ganz Rheinstein und Umgegend sprach seit gestern von nichts, als von des Grafen letztem, echtem, tollem Dragonerritt.

Graf Adolf war mit Mazeppa am Vormittag aus Baden hier angelangt. Aus dem Koupee gestiegen, wollte er sich langsam zum Hengst begeben, um dessen Abladen zu überwachen. Unterwegs musterte er in aller Ruhe die Aussteigenden. Damit meine ich natürlich nicht Herren, sondern Damen und von letzteren wohl auch nur — eine bestimmte Altersklasse! Für viele Männer hat dieses Mustern einen ganz eigenthümlichen Reiz, denn in unserer an Rätseln so überaus armen Zeit giebt man sich dabei selber etwas zu raten auf.

Die Koupee-Thüren, hier meine ich die „erster Klasse," wurden geöffnet, langsam erscheint ein Füßchen im hohen, weichen, schmalen Knöpfstiefelchen, diesem folgt ein farbiger, durchbrochener, seidener Strumpf, darauf der Saum des schwarzen Seidenkleides und nun rasch geraten, denn sofort naht sich die Auflösung des Rätsels; es folgt ein kurzer Sprung

und neidisch hat der Reisemantel alle uns leider nur so kurz gebotenen Reize verhüllt.

Jetzt können wir uns überzeugen! Hat das Füßchen Wort gehalten? Hat es mehr versprochen, als es nachher halten kann?

Meistens wird Letzteres der Fall sein! Selten nur werden wir ganz befriedigt davon gehen. Doch manchmal können wir es, können es voll und ganz! Gott sei es tausendmal gedankt, es giebt noch wunderbar schöne, herrliche Weiber auf dieser Erde! Leider, lieder sind sie selten, unendlich selten zu finden!

Auch Graf Adolf mag das wohl gedacht haben! Doch er blieb von Neuem stehen, als ein allerliebster schmaler Fuß das Trittbret suchte, was er mehr gesehen, verbietet mir und verbot ihm die Diskretion zu sagen! Er trat beiseite, um die Herrin jenes unvergleichlichen Füßchens zu betrachten, und wahrlich! was sich zeigte, war seiner würdig! Hoch und schmiegsam war die schlanke Gestalt, blendend weiß der Hals, auf welchem ein vom dichten Schleier verhüllter Kopf thronte.

Vergessen war Mazeppa! Das Gesicht mußte der

Graf erschauen! — das Geheimniß des Schleiers ergründen! — koste es was es wolle!

Die Verschleierte wandte sich dem Ausgang zu — der Graf folgte. Am Droschkenplatz erkundigte sie sich im gebrochenem Deutsch nach der Verbindung mit Schlangenbad, und als sie erfahren, daß die Lorelei in wenigen Minuten dahin abgehe, befahl sie, ihr Gepäck schnell zu besorgen.

So lange hatte mein Freund vom Gesicht noch nichts, ungeachtet alles Spähens, erblicken können, erst als die Dame die Gepäckträger abgelohnt und der Wagen sich in Bewegung gesetzt, wehte der Wind den Schleier etwas beiseite und Graf Adolf hatte zu seinem grenzenlosen Staunen Gräfin de la Roche erkannt. Ein Irrthum war unmöglich! so ein Gesicht, diese Figur gab es nur einmal! Schon wollte er in eine Droschke springen und der Gräfin folgen — da siegte der Reitergeist!

Mit einigen Sätzen war er auf dem Perron, dann gleich beim Wagen Mazeppas, der noch in der Zugreihe stand, die Thüre zurückschieben — den Hengst beim Zügel greifen und ein „Hopp“ ausrufen — das alles war die That eines Moments. Mitten

unter dem entsetzt beiseite springenden Reisenden stand der edle Mazeppa, und ehe sich das Publikum erholt, saß der Graf im Sattel und jagte den Perron entlang, die Stufen hinunter und dröhnend die Rheinstraße hinab. Doch die Eisenbahnübergänge waren geschlossen! aber was fragte Graf Adolf danach! zwei Sätze des edlen Thieres — und sie lagen hinter ihm, dann legte es sich aus und funkenstiebend langten die Beiden an der Landungsbrücke an.

Zu spät! —

Die Verbindungsbrücke war schon fortgezogen, und die Lorelei wiegte sich schon wendend im Rhein.

Doch Graf Adolf hatte festen Blicks schon von weitem die Situation überflogen; statt zu pariren, raste er nur wilder die schmale Holzbrücke entlang, aufs Anlegeschiff hinauf — ein Ruck! — ein Hopp! — eine Parade! und Roß und Reiter standen wie aus Erz gegossen auf der Lorelei.

Wäre ich ein „moderner Schriftsteller", würde ich die Gelegenheit benutzen und hier einige Seiten mit Ohnmachtsanfällen, Weibergeschrei und sonstigen schönen Dingen füllen. Da ich aber weder die Absicht habe für einen solchen zu gelten, auch von meinen lieben Rhein-

länderinnen weiß, daß sie feste Nerven haben und so etwas nicht thun, so will ich nur berichten, was mir mein alter Freund, der biedere Kapitain der Lorelei, mitgetheilt hat.

Er war, das mußte er selbst gestehen, anfangs wenig erbaut über die außergewöhnliche Art, mit welcher die beiden neuen Passagiere auf das Schiff gelangten, dann aber war er der erste, in dem die markige, deutsche Natur voll und ganz zur Geltung kam; denn nichts imponirt dieser mehr, als echter, persönlicher Mut. Und begeistert von dem kühnen Wagestück stimmte er laut in das endlose Hurrah ein, welches vom Ufer ausgehend, sich lawinenartig über die Lorelei und die vor Anker liegenden Rheinschiffe ergoß. Die Passagiere kamen, um Roß und Reiter anzustaunen, schwielige Schifferfäuste schüttelten die schmalen Reiterhände, welche es so sicher verstanden, das Roß über den nassen Abgrund zu lenken.

Und wahrlich, der Sprung war für Mann und Pferd eine ganz außergewöhnliche Leistung, nie wieder habe ich gehört, daß ein ähnlicher versucht worden wäre. Denn der Hengst war von schwankender Landungsbrücke abgesprungen, hatte darauf eine viele Fuß

breite Wasserfläche und den schon wieder vorgesetzten Schiffsrand zu nehmen, und mußte endlich rücksichtslos in die dort stehenden Koffer und Obstkörbe setzen, welche erst im letzten Moment verladen waren.

Welche Herrschaft mußte der Graf über den Hengst ausgeübt und wie wiederum dieser seinem Herrn vertraut haben!

Doch Graf Adolf entwand sich lachend seiner staunenden Umgebung, ihr die Sorge für Mazeppa überlassend, war er abgesprungen und zur Gräfin la Roche geeilt.

Fürwahr, beneidenswerter konnte sich ein preußischer Kavallerie-Offizier nicht bei der Dame seines Herzens präsentiren!

Und ihm, dem schneidigsten Reiter unseres Regiments galt die Feier an jenem heißen Juni-Tage. Auf des trefflichen Freundes Wohl leerten wir immer von Neuem die Gläser, noch sehe ich den tollen B., dem Gläser nicht mehr genügten, um Adolf seine höchste Verehrung und Freundschaft auszudrücken, er füllte den größten Kühler bis zum Ueberlaufen mit Champagner, leerte ihn, ohne abzusetzen und — schlief ein!

Als wir die lauten Athemzüge dieses unverwüstlichen Freundes und Zechgenossen vernahmen, da schien es auch uns an der Zeit, der Rosse zu gedenken. Nichts für ungut, daß wir sie solange warten ließen! An derartig kleine Strapazen hatte das Kriegsleben unsere vierbeinigen Freunde und Kampfgenossen aber hinlänglich gewöhnt.

Noch einen alten Cognac, dann den Glimmstengel in Brand, ein Sprung in den Sattel und fort brausten wir über die wackelige Schiffsbrücke nach Kastel. An Biebrichs verödetem Schloß vorüber, durch Schierstein hindurch, ohne beim Bürgermeister in Walluf zu halten nach Eltville. Auf seinem Pflaster fielen sogar unsere Pferde von selbst in Schritt, und ohne der Hilfe des Zügels zu bedürfen, hielten sie bald vor der gastfreiesten Besitzung des so gastfreien Rheingaus. —

Schnell rissen Gärtner die Thore auf, eine schattige Allee nahm uns auf und führte uns um die Kühlung verbreitende Fontaine, vor das Portal der herrlichen Johannaburg. Reitknechte eilten herbei und leiteten unsere Thiere in den Stall. Im leisen Flüsterton theilte der uns zu Ehren selbst erschienene erste Kammerdiener uns mit, daß sein Herr auf der nahen

Insel der Entenjagd obliege, daß dieser aber Befehl gegeben, im Falle unseres Eintreffens sofort die Besuchsflagge aufzuziehen, seine Herrin jedoch mit den Kindern im Garten weile.

Da sprangen auch schon zwei liebliche Kinder aus den Parkgängen herbei und flogen jubelnd in Onkel Adolfs Arme. Das kleine, blondlockige Gretelein und der prächtige, wilde Junge, das Ottö'schen, sie beide fanden Platz an der treuen Brust des geliebten Onkels, auch Schleicherchen und Schlüpferchen, ein schneidiges Teckelpaar, wollten ihren Antheil an der Begrüßung ihres ehemaligen Gebieters haben und sprangen und bellten, und krochen und schmeichelten im Verein mit Setter- und Hühnerhunden um uns herum.

Ernst und gemessen, nur seine Freude durch Schwanzwedeln zu erkennen gebend, schritt Unkas, der edle Berghund, aus dem nahen Laubengang hervor — uns deutend — daß seine holde Herrin nicht mehr fern, denn niemals verließ das treue Thier die Gebieterin, selbst im Schlaf noch hatte es stets ein Auge auf sie gerichtet.

Ihr eilten wir entgegen!

In duftigen, weißen Cachmir gehüllt, rote, glühende

Granaten am Busen und Haar, also schwebte die holde Herrin der Johannaburg daher. Wie die Sonne Licht und Wärme, verbreitete sie Frohsinn und Wohlbefinden! Wohl denen, welchen es vergönnt, diese Güter in ihrer Nähe genießen zu dürfen!

Mit ihr allein eigener Grazie und Herzlichkeit hieß sie ihre Gäste willkommen.

Bald saßen wir auf der von Blumen und Weinbergen umgebenen Terrasse; vor uns floß ruhig der Rhein, in unsern Römern funkelte goldig sein Wein, leise und langsam tauchte die Sonne unter im grünen Strom, in welchem sich hundertfach die Lichte der stromauf und stromab fahrenden Schiffe wiederspiegelten, die Vögel hörten auf Mücken auf dem Wasser zu jagen und suchten ihre Nester, eine frische Brise erhob sich, uns Blumen- und Blüthen-Düfte zuführend, von ferne trug der Schall den Gesang der Schiffer und heimkehrenden Winzer durch die wonnige, würzige Abendluft. All das zusammen wirkte berauschend! Schweigend überließen wir uns dem Zauber der Natur!

Endlich entriß sich Einer diesem und bat, sofort von Allen unterstützt, die Herrin um die „Warnung". Hell und glockenrein, erst leise, dann allmälig zu un-

geahnter Kraft anschwellend, ertönte das schöne Lied so wunderbar ergreifend von der gütigen Wirthin vorgetragen.

Wer es nicht gehört, der reise nach dem Rhein, damit ihm dort gesungen werden kann:

„An den Rhein, an den Rhein, zieh' nicht an den Rhein,
Mein Sohn, ich rate Dir gut!
Da geht Dir das Leben zu lieblich ein,
Da blüht Dir zu freudig der Mut.
Siehst die Mädchen so frank und die Männer so frei
Als wär' es ein adlig Geschlecht,
Gleich bist Du mit glühender Seele dabei:
So dünkt es Dich billig und recht — — —"

Und wer einmal am Rhein gewesen, wer sich in seinen Bann begeben — der wird Sehnsucht nach ihm behalten, bis an sein letztes Stündlein!

Als das Lied verklungen, vernahmen wir den gleichmäßigen Takt der Ruder auf dem Strom. Wir brachen auf zur nahen Landungsstelle und schüttelten dem mit Beute reich beladenen, dem schwankenden Nachen entsteigenden Schloßherrn die Hände. Uns in sein erlegtes Wild theilend, schritten wir durch die schmale Rheinpforte, durch den im Mondenschein bleich anzuschauenden Weinberg der Waffenhalle zu. Dort meldete der Diener, daß servirt sei.

An der runden, mit Blumen reich geschmückten Tafel, beim würzigen Mahle und frohem Geplauder wurden Stunden zu Minuten. Wer Sorgen hatte, dort mußte er sie vergessen. Vergessen haben wir dort das kleinliche Getriebe dieser Erde, frei davon uns gefühlt und wären Forderungen an uns heran getreten, vor denen selbst ein Herkules zurückgeschreckt, uns hätte damals ihre Ausführung als ein Kinderspiel geschienen!

Und Dank, innigen Dank, Euch beiden, lieben Menschen, die diese Stunden uns geschenkt!

Wie viel leichter erträgt sich später der Ernst des Lebens, wenn wir zurückblicken können auf eine glücklich verbrachte Zeit!

Für uns waren jene im Rheingau verlebten Jahre ideal glücklich und vollkommen zu nennen, nicht zum wenigsten danken wir das der Johannaburg und ihren mir ewig unvergeßlichen Bewohnern! —

Gegen Mitternacht hob die Schloßherrin die Tafel auf und zog sich zurück; wir bewaffneten uns mit alterthümlichen Leuchtern und stiegen hinab in den tiefen Keller, und kehrten hinauf an den abgeräumten Tisch, ein jeder, mit zwei staubigen, Spinngewebe bedeckten Flaschen! Dort saßen wir fest und selig,

bis wir am ringsum erwachenden Leben den neuen Tag erkannten.

In tadellos weißer Kravatte, glatt rasirt, kein Stäubchen auf dem schwarzen Frack meldete der greise Kammerdiener, daß die Pferde vorgeführt.

Benötigte dann zufällig Einer oder der Andere einmal einer kleinen Hilfe beim Aufsitzen, die treue Seele wußte es unbemerkt so einzurichten, daß sie zur Stelle, und wir gleich darauf im Sattel waren. Und erst einmal darin, ist der echte Reitersmann so sicher geborgen, als säß er in Abrahams Schooß! Heimwärts ging es!

Bei Walluf brachte uns der alte Kersten sicher mit seiner Fähre übers Wasser nach Budenheim, dann ein langer Galopp durch den Wald und über den „Sand“ — und müde langten wir in unserer Wohnung an! doch der Rhein birgt wunderbar verjüngende Kräfte, ein Bad, ein Imbiß und in voller Frische trabten wir wieder zum Dienst.

Kam einmal ein Nachmittag, an dem es die Sonne gar zu gut meinte, so ließen wir uns nach dem Diner auf einen der bequemen Dampfer nieder und fuhren

gen Oestrich-Winkel zum wilden Freunde, der uns mit seinem flüchtigen Hirschgespann erwartete und in Windeseile auf sein an historischen Erinnerungen überreiches Gut führte. Wäre unser Durst auch noch tausendmal größer gewesen, des Freundes Reichthum an Hasensprung hätte seiner dennoch gespottet.

Schon Goethe muß von dieses Trankes Güte gewußt haben, denn auf des großen Meisters Spuren stößt man dort überall, überreichlich sind die unglaublichsten Möbel mit nicht immer sehr zarten und reinlichen Aufzeichnungen unseres großen Denkers versehen.

Auch der edelsten aller Passionen, dem edlen Waidwerk lagen wir fleißig ob. War die Jagdzeit vorbei, so stellten wir auf den Inseln des Rheins Enten und Raubzeug nach. Manch unfreiwilliges Bad mußten wir dabei mit in den Kauf nehmen. Hierbei lernten wir den praktischen Nutzen kennen, welcher die Engländer bewogen, den Gewehrriemen abzuschaffen. Wer sich mit diesem einmal gründlich in Schilf und Gestrüpp, im Moment des langersehnten Zuschußkommens, verwickelt hat, der wird ihn zur Wasserjagd in Zukunft wohl auch zu Hause lassen, und auch beim Frettiren

kann er recht hinderlich werden, wie wir das öfter Gelegenheit zu beobachten hatten.

Aber all diese Jagdvergnügen waren gering, im Vergleich zu jenen Tagen, welche Adolf und ich bei dem liebenswürdigen Herrn der Johannaburg, auf seinen Jagdgründen im Hinterlands-Wald verlebten.

Alle Sommer zogen wir einige Mal hinauf nach Langenseifen oder Springen, wo wir in tiefster Weltabgeschlossenheit, nur von einem Waldläufer begleitet, im einsamen Blockhaus wohnten.

Der Sonnenaufgang fand uns auf der Pürsche nach einem stattlichen Rothirsch oder einem feisten Rehbock; wurden unsere Schatten länger, so stellten wir am Bach den flinken Forellen nach und bereiteten uns aus ihnen das leckere Frühmahl eigenhändig am eisernen Kochherd; nach eingenommener Mahlzeit ließen wir uns im Schatten der alten Eichen, am rauschenden Bächlein, ins weiche Moos sinken, lauschten dem Spiel der vom Winde bewegten Blätter, schauten dem immer rieselnden Wasser nach, tauschten Gedanken und Erlebnisse ein, oder sahen auf die unseren Pfeifen oder Cigarren entsteigenden Wolken,

bis endlich die sich neigende Sonne uns mahnte, die Plätze zum Anstand einzunehmen.

Kein menschliches Wesen außer uns im weiten Umkreis, die Vögel des Waldes waren zur Ruh' gegangen, nur der Baumspecht ließ, in die Rinde geklammert, sein Pochen vernehmen, auch der Nußhähr schreckte uns noch ab und zu durch sein Geschrei; dann war auch er still!

Ein Eichkätzchen huschte vom Stamme hinab, um schnell und leichtfüßig am andern wieder hinauf zu klimmen — ein naseweiser Lampe machte ein Paar Sprünge, hielt, wackelte mit den Löffeln, stellte ein Männchen, wieder einige Sprünge und sorglos begann er sich an saftigen Kräutern zu laben — leise und vorsichtig umheräugend, schlich Räuber Reinicke durchs niedere Gestrüpp, der Finger zuckte, um den alten Sünder eins aufzubrennen, doch die Kugel im Lauf galt heute einem edleren Wild! Stolz und majestätisch nahte endlich der König unserer heimatlichen Wälder, sorglos zog er durch sein selten beunruhigtes Reich dem nahen Wasser zu. Das Herz hörte mir auf zu schlagen, keine Muskel rührte sich, mit eisernem Griff zog die Rechte langsam, ganz leise und allmälig den

Kolben in die Schulter, starr, ohne zu blinzeln visirte mein Auge das Blatt — ein leises Anziehen des Fingers — und im mächtigen Satz — sich lang streckend — jagte der Hirsch dahin. Noch klang das Echo nach durch den stillen Wald, doch schon hatte ich eine neue Kugel im Lauf und fertig zum Anschlag näherte ich mich vorsichtig der Stelle, wo ich die seltene Beute zuletzt erblickt. Nur einige Schritte noch im dichten Gestrüpp und verendet lag der starke Vierzehnender. Freudig athmete ich auf!

Doch nicht zu häufig war mir gleiches Jagdglück beschieden, oft mußte ich mich mit einem Rehbock, noch öfter mit nichts begnügen; immer doch guter Laune fanden wir uns am rasch entzündeten Kaminfeuer wieder zusammen, und während der Waldläufer, welcher Koch-, Keller- und Jäger-Meister in einer Person, den Rehbock zerlegte und aus dem noch dampfenden Ziemer ein Mahl bereitete, deckten wir den eichenen Tisch und füllten die Krüge aus dem im Keller vorhandenen, schon einige Wochen lagernden, mächtigen Rheinwein-Faß. Nachdem wir gesättigt, doch immer und immer noch durstig, legten wir uns auf die ausgebreiteten Bärenfelle vor's prasselnde Feuer und tranken und

tranken — bis Einer nach dem Andern in tiefen Schlaf versank. —

Allabendlich klang das Faß hohler! und regelmäßig kehrten wir einige Tage früher „wegen plötzlich und unerwartet eingetretenen Stoffmangels“ zur Johannaburg zurück. Dort war ein derartiger Fall unmöglich!

Doch nun wieder zur Lorelei!

Schon fast zu lange ließen wir die Gräfin de la Roche mit Graf Adolf dort allein!

Aber ich habe es wohl schon erwähnt, das Schiff war stark besetzt! In Folge dieses Umstands wird wohl selbst die am strengsten auf Anstand und gute Sitte haltende Frau Vorsteherin eines „Töchtergebildeterständeerziehungspensionates“ nichts Unschickliches dabei finden können, und gütigst erlauben — in Erwägung dessen, daß die Gräfin nicht nur Frau, sondern sogar Wittwe war — daß die ihr anvertrauten jungen Damen mein Buch „offen“ weiterlesen dürfen. —

Die Gräfin war mit ihren Eltern und der Schwester in Homburg gewesen, da aber dort das Leben den Damen zu geräuschvoll, so hatte sie die Ihrigen in

Frankfurt gelassen und war zu einer Besichtigung nach Schlangenbad gefahren.

Einen besseren Fürsprecher wie Graf Adolf konnte das abseits von jeglichem Verkehr, still und friedlich, von hohen Bergen eingeschlossene Bad nicht haben.

Und nach kurzer Wanderung am Arme des Freundes miethete die Gräfin jenes Haus, welches an der Straße nach Bärstadt, gegenüber dem Kurhause gelegen ist.

Jubelnd stürzte der soeben aus Frankfurt, wohin er die Gräfin zurückbegleitet, gekommene Freund in mein Zimmer und theilte mir seine Erlebnisse mit.

Frohere Kunde konnte mir kaum werden! Jene Nachricht versetzte mich in so freudige Stimmung, daß ich dem gerade bei mir weilenden Pferdejuden ohne zu feilschen viertausend Mark für seine mir offerirten Jucker auf den Tisch und ihn sammt dem Geld zur Thür hinauswarf. Und dies Alles nur, um möglichst schnell mit dem Grafen beraten zu können, wie wir die bald in Aussicht gestellte Ankunft der Freunde vom Valogne festlich und würdig begehen sollten.

Das war die große Frage, die wir bei einigen Flaschen Röderer Carte blanche ernstlich in Erwägung zogen.

Also: Blumen? — selbstverständlich! je mehr, desto besser! —

Musik? nein! — zu sehr nach Cirkus! Gräfin Camira konnte vielleicht immer noch trauern!

Fahrt mit Extra-Schiff? — Auf demselben kleines Frühstück? — Auch das wollte uns nicht scheinen! einmal war die Entfernung nach Eltville zu kurz, dann wollten wir den alten Herrschaften auch gerne das öftere Umsteigen ersparen.

Also Wagen!

Des Grafen Füchse standen sich ohnehin schon die Beine in den Leib, ihr Herr zog den Sattel den Rädern vor; außerdem hatte ich ja die Jucker gekauft! —

Ein Gärtner von bewährtem Rufe wurde nach Schlangenbad gesandt um dort Alles, was seine Kunst und unser Gold vermochte, zum Empfange der Freundinnen einzurichten.

Punkt elf Uhr standen wir am verabredeten Morgen auf dem Perron. Der Zug fuhr ein und frisch und heiter entstieg Gräfin de la Roche dem Wagen, ihr

folgten die Eltern, welche uns herzlich begrüßten, und als Letzte trat Gräfin Camira aus dem Koupee.

Wie lieblich sah die herzige, kleine Frau aus! ich streckte ihr beide Hände entgegen und hob sie wie „ein“ — nein wie „mein“ Kind herab.

Nachdem sie auch dem Freunde die kleinen Händchen zum Kusse gereicht, führte ich sie stolz und glücklich zum Wagen.

Wie war es möglich gewesen, daß ich sie so lange Zeit fast vergessen konnte? Sie, die ich einst unsagbar lieb gehabt, von der ich wachend und schlafend geträumt hatte.

Vergessen konnte?

So höre ich einige Leserinnen fragen!

Ja vergessen!

Sie, meine Gnädigsten, sie kennen die schlechten Männerherzen noch nicht!

Reumütig will ich mich selbst anklagen, will schildern, wie das Alles gekommen.

Vor dem Kriege war ich jung, gut, brav und voll hoher Achtung vor jeder „Dame.“

Zu jener Zeit lernte ich die Gräfin Camira kennen sie erschien mir wie ein schöner Stern, welchen

ich allenfalls aus angemessener Entfernung anbeten durfte, welcher mir aber ewig unerreichbar sein würde. —

Dann kam der Feldzug und brachte mir Gelegenheit mich der Gräfin als Helfer in der Not und Soldat zu zeigen. Ich konnte ihr nützen.

Ich fing an dem fernen Gatten sein Weib — mein Idol — zu neiden. —

Darauf sah ich sie wieder, die arme, bleiche, trauernde, Wittwe.

Ich bereute und bedauerte von Herzen die so unglücklich gewordene Frau. —

Und als dann der Frieden mich zurück gebracht zur alten, lebensfrohen Garnison, da war allmälig aus dem braven Jüngling ein kecker, übermütiger Reiter geworden, welchem kein Weib unerreichbar, kein vorgestecktes Ziel hoch genug erscheinen konnte.

Vergessen war das einsame Schloß, vergessen die trauernde Wittwe.

Und vergessen waren auch die einstigen Pläne welche ich zur Vereinigung Gräfin la Roches und Adolfs geschmiedet hatte.

Ich sah die Welt mit so ganz andern Augen an, als dereinst mit zwanzig Jahren; viel hatte ich in wenig Jahren erfahren! sehr viel! vielleicht zuviel!

Die Ehe, welche mir damals als das größte Glück erschienen, sie kam mir jetzt als höchstes Unglück vor.

Und dasselbe fühlte und dachte Graf Adolf.

Frei und ungebunden wollten wir sein und bleiben. Wir wollten genießen, leben und lieben, doch letzteres nur nach Wahl und Laune.

Und ebenso bestimmt wie Adolf der beste Mensch, der treueste Freund war; ebenso sicher wäre er damals der schlechteste Gatte, der treuloseste Ehemann geworden!

Für unsere Begriffe erschien uns die Ehe als eine Lächerlichkeit.

Was sollten wir damit?

Eigentlich war es herzlich wenig, was wir zu jener Zeit von den Frauen hielten!

Und wer war Schuld daran?

Nur sie allein!

„Glück bei Frauen“ ist selten mit „Achtung vor Frauen“ verknüpft! —

Das war so ziemlich der Herzen- und Seelenzustand, in welchem wir uns bei Ankunft der Freunde vom Valogne befanden.

Wir wollten sie und uns nach Kräften amüsiren; freuten uns die alten Bekannten wiederzusehen und lagen sofort beim Anblick ihrer Schönheit und Lieblichkeit anbetend zu ihren Füßen.

Vergessen waren im Nu alle kleinen Verhältnisse, was waren sie gegen die berückende Anmut unserer Freundinnen vom Valogne?

Seit Camiras Tode hatten wir herzlich wenig von seinen Bewohnern vernommen, Briefe fast garnicht erhalten und noch weniger solche geschrieben.

An wem lag hier die Schuld?

Reumütig konnte Jeder von uns Beiden ausrufen:

„mea culpa! mea maxima culpa!“ —

Manches hatte sich in den Verhältnissen der Bewohner des Valognes geändert.

Wir erfuhren es auf der Fahrt nach Schlangenbad, bei welcher Graf und Gräfin Valogne Adolfs

Wagen benutzten, während Gräfin Camira sich zu mir auf den Bock und ihre Schwester sich hinten zum Freunde gesetzt hatte.

Schloß Valogne war deutsch geworden!

Nachdem General Graf Valogne, nach hartem Kampfe mit seiner Familie Traditionen, sich fürs Bleiben entschieden, war er auch Manns genug, um nicht etwas halb zu thun.

Voll und ganz brach er mit dem Alten!

Er hatte zu viel erlebt, gelernt und gelesen, um nicht zu wissen, daß ein Aufbäumen, wie es der Adel Hannovers nach 1866 gethan und wie es einzelne Bewohner der Reichslande auch heute noch thun, nicht den Einzelnen zum Segen gereicht, sondern daß ein solches Beginnen nur dem Lande und der Allgemeinheit zum Fluche wird.

Jener ganze Mann kannte die Weltgeschichte, die Entstehung und den Untergang einzelner Länder und Staaten zu genau, um nicht daraus die für sein Verhalten notwentigen Folgen ziehen zu können.

Jedes Liebäugeln mit den einstigen Mutterlande war ihm in der Seele zuwider, er hatte mit Allem was früher war gebrochen.

Dazu gehörte auch nach seiner sehr vernünftigen Ansicht, daß er nicht mehr französische Bäder aufsuchte, sondern deutsche, nnd daß seine Töchter nicht ferner von Worth ihre Roben und von Madame Virot, der ehemaligen Modistin der Kaiserin Eugenie, ihre Hüte entnahmen.

Ob Gräfin la Roche das so ganz buchstäblich genommen wagte ich nicht, einen Blick auf ihre wunderbar geschmackvolle Toilette werfend, zu entscheiden.

Und was lag auch daran?

Sie war so schön! auch ohne diese hätte sie einer strahlenden Göttin geglichen! und ihre Schwester? — der Raphaelschen Madonna! —

Ohne Stopp trabten unsere kleinen Ungarn bis Schlangenbad und hielten vor der einem Rosengarten gleichenden Villa.

Der Gärtner hatte sich selbst übertroffen! unsere Reitknechte packten in einer schattigen Laube die ihnen vom Wirte des „Rheinischen Hof" übergebenen Kisten aus und richteten in wenigen Minuten einen wohlgedeckten Früh-Imbiß an.

Gräfin Valogne wollte zürnen.

Ein Handkuß und die Bitte, uns nur heute

solches zu gestatten, versöhnten sie jedoch wieder.

Mit dem schäumenden Weine des alten Vaterlandes stießen wir auf das Wiedersehen im neuen an.

Im hohen Bogen fielen klirrend unser Beider Gläser auf die Straße.

Zwei Glücklichere konnten unmöglich noch jemals aus ihnen trinken! — Darum mußten sie zerschellen! —

Ja glücklich waren wir!

Es war im Rosenmonat!

Rosen blühten rings umher!

Rosen prangten am Busen der Freundinnen!

Rosen lagen zu ihren Füßen!

Rosen standen auf ihren Wangen!

Ja, Rosen, schienen die Gräfinnen selbst zu sein!

Wie wurden wir an Baron Z's. Worte damals erinnert, in welchen er das Verhältniß der Frauen zu den Rosen schildert:

Als Gott das Weib geschaffen
Der Schöpfung höchsten Preis,
Erschuf er auch die Rosen
Die waren anfangs weiß.

Doch als des Weibes Busen
Die Rosen überbot
Da schämten sich die Rosen
Und wurden rosenrot. —

Drum schuf er ihre Wange
Der Morgenröte gleich,
Da wurden alle Rosen
Vor Aerger wieder bleich.

Drum ist bei weißen Rosen,
Wo sie auch immer stehn
Von ihrer früheren Röte,
Der Schimmer noch zu sehn. —

O, glückliche Rosen, o, glückliche Zeit, wie schön bist du gewesen! Und wie so bald bist du vergangen. —

Was hatten wir nicht Alles in jener Rosenduftenden Laube zu besprechen und zu überlegen!

Kein Tag durfte ungenutzt verstreichen, und noch von jener Laube aus brachte Graf Adolf nach Diktat ein Telegramm zu Papier, welches die Reitkleider der jungen Gräfinnen von Valogne nach Schlangenbad beorderte.

Mazeppa und meine Lucca sollten der Auszeichnung theilhaftig werden, als Reitpferde der Freundinnen für die Dauer ihres Aufenthalts nach dem Bade abzugehen, und meine Ungarn durfte ich, trotz Sträubens, gleich dem General dort lassen.

Wer den Rhein kennt und nicht besorgt ist um seiner Pferde Beine, der wird wissen, welche herrliche Ritte dort zu unternehmen sind, und an guten Führern und schnellen Pferden hat es den Damen nicht gefehlt!

Stolz und zierlich trugen unsere edlen Thiere ihre schönen Reiterinnen. Schien es doch, als wenn sie es wußten, daß sie verpflichtet waren uns Ehre einzulegen.

Kein Fehltritt ist von den braven Rossen gemacht worden, gehorsam und willig führten sie die weitesten Touren aus und gaben leicht und elastisch ihre starken Rücken her, so daß selbst der zarten Gräfin Camira die Anstrengungen nicht zu groß wurden.

Warum soll ich sie schildern, jene Ritte am Ufer des herrlichen Rheins, jene Galopps in seinen schattigen Wäldern, jene steilen Aufstiege zu seinen stolzen Burgen und Bergen? Wer den Rhein kennt, wird wissen oder es gerne glauben, daß schöner noch als an Bord der Schiffe oder vom bequemen Polster eines langsam dahin schleichenden Wagens, sich jene Gegend vom Rücken eines edlen Pferdes aus, bewundern läßt.

Auf den Wangen der Gräfinnen hatte im Laufe der Zeit die Farbe der roten Rosen die ihrer weißen Schwestern verdrängt, des Rheingaus Sonne hatte ihre sammetweiche Haut leicht gebräunt, und die Freude an der Ufer-Schönheit des herrlichen Stromes hatte selbst den Augen Gräfin Camiras neue Frische und wunderbaren Glanz verliehen.

Fast glaube ich heute, hätten wir damals den Augenblick richtig erfaßt, wir wären aus tollen Rheinischen Reitern vielleicht doch noch zwei ganz brauchbare Ehemänner geworden.

Aber wer weiß es?

Heute jedenfalls kann ich es nicht mehr begreifen, daß nicht wenigstens Einer von uns den Versuch dazu unternahm.

Vielleicht glaubte ein jeder im Stillen, daß dazu ja immer noch Zeit, vielleicht waren wir auch allmälig zu derartig eingefleischten Junggesellen geworden, daß die Ehe überhaupt außerhalb des Bereiches unseres Denkens lag.

Und endlich kam die Stunde, in der unsere Trompeter vor dem Hause der scheidenden Freundinnen bliesen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n,
Und was das arme Herz auch sehnt nnd dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In Deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blitzte drinn' von Lieb und Glück ein Schein:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein! —

Leid, Neid und Haß, auch ich hab' sie empfunden,
Ein sturmgeprüfter müder Wandersmann.
Ich träumt' von Frieden dann in stillen Stunden,
Da führte mich der Weg zu Dir hinan.
In Deinen Armen wollt ich ganz genesen,
Zum Danke Dir mein junges Leben weih'n:
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein!

Die Wolken flieh'n, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.
Doch wend' es sich zum Guten oder Bösen,
Du schlanke Maid, in Treuen denk' ich Dein!
Behüt Dich Gott! es wär' zu schön gewesen,
Behüt Dich Gott, es hat nicht sollen sein!"

Und als dann der Zug nach innigem Abschiednehmen uns die Freundinnen entführt, standen wir einsam und traurig auf dem öden Perron.

Ob der Himmel damals grau, weiß ich nicht mehr, jedenfalls schlichen uns die nächsten Tage sehr trübselig dahin.

Kommende und gehende Depeschen jagten sich! Alltäglich schrieben und erhielten wir vierzehn Tage hindurch Briefe, deren Ankunft wir kaum erwarten konnten.

Bilder wurden ausgetauscht. Selbst die unserer Pferde mußten wir auf Wunsch den Freundinnen senden.

Dann traten nach Verlauf zweier Wochen Pausen im schriftlichen Verkehr ein, die erst nur in Tagen bald aber in Wochen und nach einem halben Jahre sogar schon in Monaten bestanden.

Und wiederum konnte ein jeder von uns beiden ausrufen:

„mea culpa!“

denn wir, wir allein waren Schuld daran.

Anfangs erhielten wir wohl kleine Rügen für unsere Faulheit, als aber diese auch nichs fruchteten, wurden auch die Nachrichten vom Valogne seltener.

Sechstes Kapitel.

Am Main.

Zudem kam auch noch unsre beiderseitige Versetzung nach Altburg.

Wenn auch von Rheinstein dorthin die Entfernung keine große, sondern nur in ein Paar Kilometern besteht, so wurde es uns Beiden doch nicht leicht, vom theuren Rheingau und, vor Allem, von den Bewohnern der Johannaburg zu scheiden.

Konnten wir auch dorthin öfter zurückkehren, so war es immerhin nicht der frühere, fast tägliche Verkehr.

— Doch Vorwärts blicken muß der Soldat! —

Und hatten wir bisher bewegte Zeiten hinter uns — jetzt, im leichtsinnigen, schönen Altburg, kamen wir erst in den wahren Strudel hinein!

Es war in der Milliardenzeit!

Alles drängte, Alles hastete, um nur auch noch etwas von dem Golde zu erlangen!

Wenn dabei die Gewissen und Hände nicht immer ganz rein blieben, was machte es?

Jene Leute, die am Tage dem vergötterten Mammon gehuldigt, sie lagen am Abend anbetend vor göttlichen Weibern!

Wo sind sie geblieben, all jene schönen Wesen? Als das Gold fort — waren auch sie spurlos verschwunden! —

Ferner war grade damals große Nachfrage nach eleganten Hausfreunden in der leichtlebigen Kaiserstadt am Main.

Und wer wollte sich darüber wundern?

Haben doch die Männer dort so unendlich viel zu thun!

Wenn so ein unglücklicher Kauf- oder Handels-Herr Zahlen schreibt, so ist es für ihn eine Erholung, darf er die Jahreszahl aufs Papier bringen, denn alle anderen Zahlen haben mindestens immer fünf bis sechs Nullen hinter sich.

Mit Kleinigkeiten geben sich diese Herren der Handelswelt ja garnicht ab!

Daß sie bei so angestrengter Thätigkeit jener schönen Weiber vergessen, die in feeenhaften wunderbaren Palästen, trotz der sie umgebenden Pracht und Ueppigkeit, sich unendlich langweilen, ist ja zu erklärlich!

Es kommt noch hinzu, daß sie Jene meistens nur erwählt und auserlesen, um den Glanz der alten Firma vermehren zu helfen. —

Und wer die traurige Wahrheit nicht glauben will, daß Gold — Gold ganz allein, diese unsere Welt beherrscht, daß für schnödes Gold Alles — selbst die vollkommensten und schönsten Frauen zu kaufen sind; der gehe hin nach jener alten, freien Reichs- und Kaiser-Stadt, und schaue sich dort einmal die ungleichen Paare an.

Er, der Besitzer unermeßlicher Reichthümer, ist klein, hat eine gebogene, die uralte Rasse sofort erraten lassende Nase, hat Beine, welche trotz aller angewandten Kunst des besten Schneiders, eine weite Durchsicht gestatten, hat Füße und Hände, die groß und mißgeformt sind, und Finger, welche stets ge-

krümmt und immer im Begriff scheinen: Alles Gold der Erde an sich scharren und festhalten zu wollen. —

Und sie, die Frau eines solchen Mannes, ist ein vollendet schönes Weib! Herrlich ist ihr Wuchs, hervorragend ihre Gabe zu gefallen!

Und so lange man sie nicht mit ihrem Gatten, an dessen Seite sie sich eigentlich niemals zeigt, gesehen, so lange glaubt man es nicht, daß ein so vollkommenes Wesen im Stande gewesen, sich zu — „verkaufen." —

Jedoch, was konnte es helfen?

Wollten wir uns amüsiren, mußten wir ihnen einen Besuch machen!

Von ihnen „allein" wurden wir empfangen!

Sie luden uns zu ihren Diners und baten uns um Unterstützung bei Arrangirung ihrer Bälle und Feste.

Und sie „allein" begrüßten uns dort!

Ereignete es sich einmal, daß nach einem exquisiten Diner ein kleines Männchen uns eine Kiste Cigarren mit dem Bemerken präsentirte:

„Bei Cigarren kann man ja den Preis sagen, sie kostet mir direkt bezogen 2 oder 3000 Thaler!"

Dann konnten wir sicher daraus schließen:

Das war unser Wirt!

Mit stummer Verbeugung griffen wir in die Kiste.

Unsere Blicke aber schweiften von dem Manne hinweg zu jenem Weibe dort, welches mit bezaubernder Anmut die vollendeste und graciöseste Wirtin machte.

Begegneten sich zufällig unsere Blicke, so wird dem aufmerksamen Menschenkenner ein kaum merkliches Zucken der Lippen oder der weithin sichtbaren blendenden Schultern nicht entgangen sein!

Aber, wir schienen nichts davon zu bemerken!

Wir begaben uns zu ihr!

Und wenn Einem von uns das Gewissen noch ein wenig schlug, jetzt war auch das vorüber!

Frei fühlten wir uns einem solchen Gatten gegenüber von aller schon begangenen und noch zu begehenden Sünde.

Sklaverei ist verboten!

Selbst der nun selige Gordon hatte damals noch keinen Versuch zu ihrer Wiedereinführung begonnen, und auch Darwins Lehre wurde bei jenen ungleichen Paaren völlig zu schanden!

Trotz der vollkommen schönen, germanischen Mütter,

wurden — wenigstens die Erstgeborenen — immer das genaue Abbild der Väter!

Sollte das nur ein Spiel der Natur gewesen sein?

Ich hielt und halte solches auch heute noch für das gerechte Walten der Nemesis. —

Mittags auf der Hauptstraße, in den schattigen Alleen oder in der herrlichen Umgebung Altburgs; Abends im Theater, im Palmen- und Zoologischen Garten, im Ballsal oder auf jenen feenhaften Sommerfesten — die im eigenen Park gegeben, alle Genüsse des Winters durch Großartigkeit und Geschmack in den Schatten stellten — überall trafen wir diese Frauen.

Was war da natürlicher, als daß Adolf ünd ich uns ihnen anschlossen, ihre Ritter wurden.

Wer sollte sie denn auch auf flüchtigem Roß über Hecken und Gräben begleiten? Wer im Ballsal oder auf dem Eise ihre Führer sein, wenn nicht wir blauen Reiter uns dazu erboten?

Und jene Gegenden, die wir erst vor wenig Wochen mit den uns so lieben Gräfinnen vom Valogne durchritten, sie sahen wir jetzt wieder am Arme unserer neuen Freundinnen.

Die Weinlese war gekommen!

Alle Glocken im Rheingau ließen allabendlich ihr: bim — bum! erschallen.

Da mußten wir hin!

Vom Niederwald aus, auf welchen uns Maulthiere getragen, schauten wir hinab ins ferne, ferne Land.

Die Züge vom Jenseits der Vogesen brausten heran; und saß ein einstiger Feind in ihnen, so konnte er sehen, wie unendlich langsam das stolze Denkmal deutschen Heldenmut's seiner Vollendung entgegenschritt!

Nach steilen Abstieg rasteten wir in der großen Halle in Rüdesheim, lauschten auf den Klang der Glocken, schauten auf das bewegte Bild des dort so schönen Flusses und labten uns am alten „Berg“ und dem dort unvergleichlichen Obstkuchen.

Kam endlich der letzte Dampfer um uns bergan zu führen, so schien es uns immer noch viel zu früh, doch auch sein Keller barg wohlversiegelte Flaschen, für deren Güte und Reinheit die Kölner Direktion sicherer Bürge war.

Vergessen war der Valogne.

Wir verlangten den ältesten Jahrgang, opferten das erste Glas den Göttern, damit sie nicht neidisch uns und

unsere neuen Gefährtinnen verschlingen sollten, und die zweiten gaben hellen Laut.

Glühende Blicke, heiße Hände begegneten sich!

Und hätten tausend Warner uns zugerufen: —

— Mein Sohn geh nicht an den Rhein! —

Wir hätten sie doch nur verlacht! Denn nirgends war es so schön — so schön, wie an unserem guten Vater Rhein! —

Und landeten wir schließlich in der alten Römerstadt, — der Zug nach Altburg war sicher schon fort!

Dort standen wohl in jenen Minuten die sorglichen, vielbeschäftigten Ehemänner auf dem Perron und eilten vergeblich suchend nach ihren so unendlich viel schöneren Hälften am Zuge entlang.

Was half's ihnen?

Sie mußen sich trösten mit dem Ehemann von Boieldieus: „Weißer Dame."

Vielleicht ihnen zu Liebe versichert er ja dort:

Daß ein jeglicher Gatte ruhig „einem Lieutenant" seine Frau anvertrauen darf. —

Und während jenen kein anderer Trost geblieben, saßen diese mit uns im trauten Stübchen des Holländischen Hofs beim perlenden Sekt. Der Extra-

Zug wurde gemeldet, doch die Lokomotive war ja kein wildes Roß, sie konnte warten. —

Der Herbst kam. Rauher wurden die Winde!

Nach den Diners brauchten wir nicht mehr ständig das Theater aufzusuchen.

Altmeister Renz hatte seinen Einzug in Altburg gehalten.

Wie wenig sagen diese Worte! Wieviel bedeuteten sie für uns!

Bindet schon das gleiche Interesse, der Umgang mit dem edelsten der Thiere — dem Pferde — den Reiter-offizier mit den Schul-Reitern und mehr noch — Reiterinnen, so war es damals vor Allem Aglaja, jener Stern am Himmel der hohen Reitkunst, jene unvergleichliche Frau im Sattel, welche uns allabendlich in den Cirkus zog.

Aglaja war eines jener Wesen, die vom gütigen Schöpfer verschwenderisch ausgestattet.

Was will es sagen, wenn ich hier niederschreibe, daß sie schneidig — schön — lieb! — kurzum, daß sie eine Walküre war, von der ich dereinst gerne nach Walhall getragen werden möchte!

All mein Preisen wird keine Gnade in den Augen meiner Leserinnen finden!

Sie Alle, meine gnädigsten Frauen, sie zuckten bei Lesung der letzten Zeilen die kleinen Mündchen, und aus ihnen kam das Wort:

Eine Kunstreiterin!!!

Ja wohl, eine Kunstreiterin! und in gewisser Hinsicht gebe ich Ihnen, meine verehrten Damen, Recht.

Vor Allem wird es einer Cirkusreiterin leicht gemacht, all ihre Reize ins hellste Licht zu setzen.

Doch, wo in einem weiblichen Wesen so viel persönlicher Mut, eine derartige Kaltblütigkeit und dazu so hervorragende Grazie und Anmut vereint, da zürnen Sie mir nicht, wenn ich nur in hoher Anerkennung und Bewunderung von jenem Wunder der Schöpfung schreiben kann.

Fehler hat jeder Mensch.

Warum sollte sie nicht auch ein so bevorzugtes Wesen gehabt haben?

Und die Allerschönste meiner schönen Leserinnen hebe den ersten Stein auf und werfe ihn auf Aglaja; aber nur diese darf damit beginnen, denn sie wirds am besten ermessen können, wie unendlich schwer es

einer „schönen Frau“ gemacht wird — unter allen Verhältnissen tugendhaft zu bleiben! —

Gestatten Sie mir, daß ich Ihnen sage, was Sarah Bernhard in Sardou's Theodora spricht, denn also hätte Aglaja und mit ihr manch liebliches Wesen auf Erden schon ausrufen können:

„Meine Vergangenheit. Nun sprechen wir einmal von dieser Vergangenheit. Von dem traurigen Heim, wo ich gelebt habe, wo ich geboren bin. Der Himmel möge mich dorthin zurückführen, damit ich in der Erinnerung an all mein Elend die Entschuldigung für alle meine Fehler finde. Ihre Entschuldigung? Und wer hatte mir meine Fehler verdacht? Wo soll ich Tugend gelernt haben? Ich war noch nicht sechs Jahre, als meine Mutter, eine Tänzerin, mich unter die Säulenhallen Blumen verkaufen schickte und, wenn ich mit leeren Händen heim kam, mich ohne Nachtessen zu Bett gehen hieß. In jene Ecke dort auf der Strohschütte, wie die wilden Thiere, die mein Vater wartete. Mit sechszehn Jahren war ich Kunstreiterin. Als einzige Moral lehrte man mich, daß ein armes Mädchen nur einen Verdienst hat: ihre Reize, nur ein Handwerk: die Benutzung derselben. Ja, ich weiß

sehr wohl, was Du sagen willst: Lieber Armut!... Nicht wahr?

O, ihr Männer, ihr habt gut reden, ihr; die ihr die Dinge dieser Welt so gut geordnet habt, daß die Frau hier nichts ist, ohne Eure Liebe, und die ihr heuchlerisch die Tugenden predigt, die ihr uns unmöglich zu machen gewußt habt. Und was hätte mir denn die Ehrbarkeit eingebracht? Ich wäre vielleicht die Frau eines immer betrunkenen Kutschers geworden, der mich beschimpft, erniedrigt hätte. Ich wäre durch Schläge, durch Elend und Hunger stumpfsinnig geworden und Du würdest nicht einmal die Almosen eines Blickes meiner in Lumpen gehüllten Tugend geschenkt haben. Nein und abermals nein. Ich habe diese Niedrigkeit des Daseins nicht ertragen können. Alle meine ungeduldigen Wünsche habe ich beschwingt und von Höhe zu Höhe bin ich geflogen. Die höchsten Gipfel habe ich erreicht bis ich die Herrin der Männer wurde. —“

Und fürwahr, Aglaja verstand es, über Männer zu herrschen; bedingungslos wählten wir sie zu unserer Königin.

Wenn wir am frühen Morgen vor ihrer Thüre

hielten, um sie zu einem Ritt abzuholen, dann konnte der Abend vorher noch so lange gewährt haben, in thauiger Frische trat sie uns entgegen Das malerische Reitkleid leicht gefaltet, die schönen Füße in glänzenden Schaftstiefeln, die Gerte in der schlanken Rechten, also bot sie uns einen Morgengruß; auf Graf Adolf's oder meiner Hand schwang sie sich in den Sattel des herrlichen Braunen — ein Geschenk der vornehmsten und kühnsten Reiterin unserer Erde, Ihrer Majestät der Kaiserin von Oesterreich und Ungarn —.

Und mit dem frischen Morgenwinde um die Wette jagten wir dem nahen Homburg zu, durch alte herrliche Wälder, über Wiesen, Gräben und Felder.

Was lag uns daran!

Und dann ruhten wir aus auf der kühlen Terrasse. Neugierig drängten sich Old Englands Söhne um unsere edlen Rosse, und manch bewundernder Blick fiel auf die liebliche Reiterin in unserer Mitte.

Und wiederum konnten wir ausrufen:

„Steh' still, Du schöne, Du herrliche Jugendzeit!" Wir genossen, genossen mit vollen, frischen Herzen! — Und wohl uns, daß wir sie genossen, geleert — bis zur Neige!

Es ist so wahr, was jene Zeilen uns sagen:

„Komm den Frauen zart entgegen,
Du gewinnst sie auf mein Wort.
Doch wer kühn ist und verwegen,
Kommt fürwahr viel besser fort!“ —

In jener Zeit gelangte eine Einladung zur Jagd nach dem Valogne an uns.

Stumm sahen wir uns eine Weile an, doch bald brachen wir in frohes Lachen aus.

Was sollten wir alten Sünder bei jenen reinen Frauen?

Unsere Zeit war noch nicht gekommen! —

Wir fuhren zu einem Balle; herrliche Weiber, in den knappen Gewändern jener Zeit, flogen in unseren Armen auf dem spiegelglatten Parquet dahin, rasch war eine Attacke angesetzt. —

Doch nicht weiter! —

Denn: Diskretion ist die Parole bei den Dragonern und ihr wollen wir stets, so auch an dieser Stelle, unverbrüchlich treu bleiben! Von einem alten Reitersmann werdet Ihr niemals Indiskretion erfahren!

Einen güldenen Spruch kenne ich:

Hat Dir ein Weib auf Erden seine Gunst beschieden —
So sei Du dankbar und — verschwiegen! —

Ihn sollte jeder echte deutsche Mann sich tief, tief ins Gedächtniß prägen!

Und fürwahr, junger Reitersmann, lerne diese Worte treu beherzigen!

Vergiß sie nie! Niemals und bei keiner Gelegenheit!

Denn sieh einmal, wir preußischen Offiziere sind die „ersten Soldaten!" nicht nur der Christenheit, nein, der ganzen Welt! und, sollten auf irgend einem Planeten noch Kameraden einer „Jenseitigen Armee" den Parademarsch üben, so nehme ich diese davon auch nicht aus. So gut wie wir, können sie es sicherlich nicht! —

Und zu all unserer militärischen Vollkommenheit, wollen wir die eines „ganzen Mannes" hinzufügen.

Nichts schändet solchen aber mehr, als Unritterlichkeit!

Und, Kameraden, überlegt es Euch einmal:

Ein Weib schenkt Euch ihr Alles! Euch zu Liebe opfert sie ihr höchstes Gut — ihren Ruf — ihre Ehre! vielleicht mit Angst und Bangen!

Und warum?

Weil sie Euch liebt! Weil sie Euch vertraut! Weil sie von Jugend auf es stets gehört, daß nur brave Ehrenmänner unser stolzer Rock birgt! —

Und was ist manchmal der Dank?

Beim Wein, in der Langeweile des Frühstückszimmers, aus Mangel an Gesprächsstoff, oder wohl gar aus eitler Renommirerei werden Andeutungen gemacht — Namen genannt — oft genügt auch schon ein Blick — ein Achselzucken.

Ist das Mannes-Dank? Ist das Ritterlichkeit? —

Indessen kamen die Jahre und gingen wieder zu Ende! Unsere Haare auf dem Kopfe nahmen nicht zu, unsere Revenüen wurden bei jenem Leben nicht größer!

Endlich kamen die Tage, von denen irgend ein Prophet einmal gesagt haben soll:

Sie gefallen ihm nicht mehr. —

— Und auch uns gefielen sie nicht!

Nach Erledigung einiger ganz intimen Fragen vernahmen wir, daß wir nach den Herbstübungen nach

Neuburg rücken sollten, um das dortige Regiment abzulösen.

Für Einige kam nun die Zeit des Erwachens. Viele hatten sich in den Strudel hineingestürzt, und waren jetzt überrascht von den hohen Ziffern, welche derselbe verschlungen.

Auch mir erging es nicht besser!

Im fernen Osten unseres Vaterlandes war mir schon frühzeitig ein größerer Besitz zugefallen. Treu der alten Tradition des preußischen Adels, nicht an eigenen Erwerb zu denken, sondern die beste Manneskraft dem Könige und Vaterland zu weihen, war ich von Kindheit auf zum Soldaten erzogen. All mein Denken und Fühlen galt diesem Stande. Waren doch alle Freunde meiner ersten Jugend daheim nur alte gediente Krieger, die zum großen Theil ihr Vaterland hatten vom Feinde befreien helfen und noch von Napoleon zu erzählen wußten. Im Kutschstall und vom alten Kammerdiener, vom Schäfer und greisen Hofverwalter hatte ich nur Kriegs- und Soldaten-Geschichten gehört. Und wollte mein seliger Vater einen Gast ehren, einen Tag besonders festlich begehen, dann legte er seines Königs Rock an! In diesem und

im Schmuck all seiner Orden und Ehrenzeichen erschien er mir dann immer noch tausend Mal schöner und verehrungswürdiger, und all mein Hoffen und Sehnen ging dahin, auch bald jenen Rock anziehen zu dürfen.

Und endlich war die Zeit gekommen!

Leider konnte ich mich meinem Vater in ihm nicht vorstellen, denn das edle, treue Preußenherz hatte sich im stummen Gram verzehrt! Mußte es doch zuerst zusehen, wie sein altes, unvergeßliches Regiment, die Lanze im Schuh, aus Berlin hinausritt, wie die Feinde seines Königs triumphirten, und wie schließlich sogar manches bisher treue Patriotenherz anfing, am geliebten preußischen Vaterland zu verzweifeln und irre zu werden.

Und als dann endlich der Prinz Regent, unser Allergnädigster Kaiser, die Zügel der Regierung in seine starke Hand nahm, da war es wiederum die Opposition, die durch elende Verdächtigungen und Umtriebe die weisesten Maßregeln zu hintertreiben suchte!

Damals war unser Preußen noch nicht wie heute der angesehenste uud mächtigste Staat der Erde, klein und von lauernden Feinden rings umgeben war unser Vaterland, und niemand ahnte den schnellen, hehren

Flug, den Preußens Aar unter seines siegreichen Königs Führung und seines eisernen Kanzlers Leitung unternehmen würde. —

Zweimal war ich bisher auf kurze Zeit auf meinem ererbten Besitz gewesen, nie hatte ich mich jedoch recht wohl und heimisch dort gefühlt, denn die seit Jahren nicht benutzten Zimmer wollten trotz riesiger Kachelöfen und mächtiger Kamine nicht warm werden. Oede hallte mein Tritt durch die alten Hallen und Räume, Alles erschien mir unmodern und unwohnlich im Vergleich zu meiner luxuriösen Einrichtung in der Garnison.

Und dann war meine alte Verwaltersfrau dort, sie meinte es ja so unendlich gut, kochte, briet und backte Kuchen von Morgen bis Abend, wo sie mich erblickte, verfolgte sie mich mit Angeboten von Milch, Chokolade und anderen Lieblingsgenüssen.

„Brave treue Seele, auch Du ruhest lange schon unter der Erde, liebtest Du doch Deines alten Herrn Sohn, den Du noch auf Deinen Knieen geschaukelt, über Alles, mehr vielleicht als Deine eigenen Kinder!“

Doch leider war ich damals zu verwöhnt und noch zu jung, um den Kummer zu verstehen, den ich durch

Nichtannahme all der aus bestem Herzen gebotenen Genüssen der treuen Frau bereitete.

Sie, ihr Mann und all die anderen braven Menschen trugen mich förmlich auf Händen und hatten nur den einen Wunsch, daß ich bald ganz zu ihnen kommen möge. Aber was hätte ich damals bei ihnen gesollt? Galt doch all mein Denken und Fühlen, all mein Sehnen und Empfinden nur dem Regiment, den Kameraden und meiner Garnison.

Wenn ich am Morgen in den Ställen gewesen, auf dem Hof herumgegangen, mit dem Verwalter einen kurzen Ritt über die Felder gemacht, dann wußte ich nichts mehr mit dem Tag zu beginnen. In der Regel hing ich eine Büchse über die Schulter und schlenderte dem nahen Holze zu.

Es war ein mächtiger Bestand alter Eichen und Buchen, vom Vater stets umgeschmälert auf den Sohn vererbt. Sie Alle hatten ihre Freude und ihren Stolz an ihnen gehabt, und auch für mich barg der Forst manch traute Erinnerung.

Hier meines Vaters Lieblingsbank, wohin ich ihn oft zu Fuß und auf meinem Pony hatte begleiten dürfen — dort die Stelle, an der ich meinen ersten

Bock — vorbei geschossen und weiter unten jene Schneuse, wo ich ihn endlich getroffen — doch o weh! — der „Er“ war eine „Ricke“ und es war „Schonzeit“.

Da mußte denn der Förster raten und helfen! und nie hat mich der brave, alte Freund in der Patsche sitzen lassen! Und zu ihm lenkte ich meine Schritte.

Mitten im Walde stand das mir so wohlbekannte Haus, es war ebenso wie sein Bewohner in all der Zeit unverändert geblieben, und mit diesem schritt ich durch den Forst und stolz zeigte mir der alte Mann seine Neuerungen, seine Anpflanzungen und junge Kulturen, seine Augen glänzten dabei vor Freude, besonders wenn wir an die ältesten Bestände kamen; jeden Baum kannte, jeden liebte er gleichmäßig.

Auch sein Wildbestand hatte überraschend zugenommen und nur mir allein gönnte er den Abschuß, für mich allein hatte er seine Thiere die langen Jahre hindurch gehegt und gepflegt.

Und wenn ich ihn vor meiner Abreise bat mir einen Wunsch zu nennen, durch dessen Erfüllung ich ihm meinen Dank ausdrücken und eine Freude bereiten

könnte, dann wollte die biedere Seele immer nichts davon wissen. Er war noch ein durch und durch zufriedener Mensch, einer von denen, die jetzt so unendlich selten geworden sind. Und auch er bat mich nur, doch bald ganz zu ihm zu kommen und den Dienst aufzugeben. —

Ich tröstete ihn dann mit der Zukunft und wir plauderten noch ein Stündchen von der Vergangenheit; doch was mir heute ein hoher Genuß, damals erschien mir noch jeder Tag verloren, den ich fern vom Strudel des Lebens, fern von all meinen lustigen Freunden und Freundinnen zubringen mußte.

Und meistens kürzte ich denn auch meinen Aufenthalt und kehrte schon vor Ablauf des Urlaubs zum Regiment zurück.

Auch das letzte Mal war es so gewesen. Als ich den Wagen, welcher mich auf die Station gebracht, verlassen, und den Zug erwartend langsam auf dem Perron auf und ab ging, wurde ich von einem Sohne Sems angeredet, derselbe überschüttete mich in der wunderbaren Zungenfertigkeit seiner Race mit Titeln und höchsten militärischen Graden in hervoragend freigiebiger Weise; aus all dem endlosen Wortschwall wurde mir nur soviel

klar, daß er für meinen alten Eichenbestand in großer Sorge sei. Fäulniß, Würmer und was sonst noch Alles sollte an meinen Forsten nagen, auch behauptete er meinen Vater gekannt und mit ihm schon in Geschäftsverbindung gestanden zu haben. Als er endlich einmal eine kleine Pause eintreten ließ, fragte ich: welches sein Begehr?

Daß er wäre der alte Ephraim aus Kolentzig, und daß es ihm sein würde eine große Ehre zu machen ein kleines Geschäft mit mir, und daß er würde zahlen für das alte, faule Holz soviel, als Andere nicht zahlten für gutes und gesundes, war seine Antwort.

Damals brauchte ich kein Geld und lachte den Juden ihm den Rücken drehend aus.

Im Laufe der Zeit aber wuchsen meine Ansprüche an die Gutskasse, der Verwalter schickte soviel ihm möglich war, jedoch es genügte mir nicht.

Und als ich eines Tages sehr viel Geld gebrauchte, fiel mir jener Ebräer ein. Ihm schrieb ich und er sandte umgehend bedeutend mehr, als ich verlangt.

Daß er mir dabei einige Papiere, die ich ihm unterschrieben zurückschicken sollte, beigefügt, war ja nur zu natürlich! — Ich setzte meinen Namen dar-

runter und sandte sie da ich grade keine Zeit, ihm ungelesen wieder.

Lange Zeit habe ich nun weitere große Sendungen erhalten und an deren Verbrauch mich rasch gewöhnt!

Ich war daher eines Tages im höchsten Grade überrascht, als ein kurzes Schreiben meines Geschäftsfreundes in meine Hände gelangte, in welchem mich derselbe nur noch mit meiner wirklichen Charge und meinem Namen betitelte; in jenem Briefe zeigte der Kolentziger Jude mir an, daß er in Zukunft seine Geldsendungen einstellen müsse, da er für mein nun „noch" vorhandenes Holz keine Verwendung mehr finde.

Zufällig fielen mir bei Durchlesung jenes Schreibens die Titel ein, welche mir Ephraim bei unserem ersten Zusammentreffen dereinst auf dem Bahnhof zugelegt hatte.

Jene mit der Anrede des Schreibens in meiner Hand in Gedanken vergleichend, suchte ich die in der Zwischenzeit eingegangenen Briefe hervor.

Da begann es mir zu dämmern!

Im Laufe weniger Jahre war ich aus dem: „allergnädigsten und allermächtigsten Herrn General" zum „Herrn Lieutenant" herabgekommen.

Für wie trostlos mußte der Ebräer meine Verhältnisse halten! —

Einen nach den andern von jenen vielsagenden Schriftstücken warf ich in den Kamin, starrte auf ihre Asche und habe dann noch viele, viele Stunden nachdenkend davor verbracht.

Ich glaube, ich habe in jener Nacht mehr Lebensweisheit und Menschenkenntniß gelernt, als in meinem ganzen vergangenen und noch gekommenen Leben zusammengenommen!

Als ernster Mann, der den festen Willen hatte, ein neues Leben zu beginnen, bin ich dort aufgestanden.

Meine Gesundheit war nicht die beste, ich war abgespannt, nervös, mein Magen total verdorben, ich bedurfte einer längeren Erholung, nahm Urlaub und fuhr auf mein Gut.

Das Haus, die alten Leute, Alles war noch dasselbe, doch, wie anders erschien es mir!

Jetzt, wo ich die Möglichkeit vor Augen sah, meinen Besitz zu verlieren. —

Wie wenig achtet doch der Mensch all seiner Glücksgüter, wenn er im ruhigen und ungestörten Besitz derselben ist! Schon am Kinde zeigt sich dieses, denn, den wahren Wert erhalten erst seine kleinen Schätze, wenn sie ihm von Anderen streitig gemacht werden! —

Müde legte ich mich am Abend meiner Ankunft zur Ruhe; unendlich wohl that mir die rührende Fürsorge meiner alten, lieben Verwaltersfrau, am liebsten hätte ich mich wie dereinst an ihrem treuen Herzen einmal ordentlich ausgeweint!

Am nächsten Morgen weckte mich frühzeitig die Sonne! ich trat ans Fenster und blickte hinaus in die alte, mir so wohl bekannte Gegend.

Doch, was war das?

Alles erschien mir so verändert!

Nur der Park war noch derselbe! Der große mächtige Fluß aber von dem man sonst nur einen Theil sehen konnte, er zeigte sich jetzt in langer, langer Ausdehnung meinen Augen! Und dort, wo

dereinst mein geliebter Wald gestanden — da starrten mir jetzt grau und einförmig junge Kulturen und dünne Schonungen entgegen! Und aus ihnen ragte ein braunes Dach hervor!

Armer, alter Mann, was habe ich Dir angethan! Wie werde ich Dich finden? Du am wenigsten hast das von mir verdient! —

Ich kleidete mich mechanisch an und schlich, fast muß ich es so nennen, in den Stall. Dort stand meine Manolo, die mich im Kriege treu getragen und zum Danke ihr Gnadenbrod hier gefunden; sie erkannte ihren Herrn sofort wieder nnd leise wiehernd schnupperte sie nach einem gewohnten Leckerbissen, — doch auch diesen hatte ich an jenem Morgen vergessen. — Dafür beschloß ich aber — könnte ich mein Gut nicht halten — die Stute unter keiner Bedingung in fremde Hände übergehen zu lassen. Lieber wollte ich der treuen Freundin eigenhändig eine letzte Kugel vor die Stirn jagen.

Das waren meine Gedanken unter welchen ich die Stute satteln ließ, und dann dem Försterhause zu trabte.

Je näher ich diesem kam, desto mehr verkürzte ich

das Tempo; und als ich endlich dort einritt, wo einst mein Wald gestanden, der Wald, der Jahrhunderte hindurch der Stolz und die Freude meiner Väter gewesen, da rannen unaufhaltsam Thränen mir in den Bart.

So hatte ich mir die Verwüstung doch nicht vorgestellt, die die Axt hier angerichtet!

Furchtbar hatte der Jude gehaust!

Nichts hatte er verschont!

Und um mein Maß voll zu machen, sah ich einen gebeugten Greis, mit weißem Haar und Bart, auf mich zu kommen, statt des Gewehrs trug er einen Stab, auf welchen er sich schwer stützte. —

Ich fühlte es! mein Herz sagte es mir! es war mein alter Freund, mein treuer, lieber Förster!

Und all jene Bäume, die nicht mehr waren, sie, ihr Fallen, hatten es vermocht, was Zeit und Alter nicht imstande gewesen, sie hatten meinen Lehrmeister und Freund weiß und zum gebrechlichen Greise gemacht!

In tiefer Bewegung sprang ich zur Erde, streckte ihm beide Hände entgegen, und sie ergreifend, sah er mir lange schweigend in die Augen.

Gesundheit und frische Lebenslust mag damals

wohl nicht auf meinem Gesicht gestanden haben! weich und immer weicher wurden seine Züge und Thränen rannen in den Silberbart!

Doch mit der wunderbaren Zartheit und Feinfühlichkeit, die diesen treuen Seelen eigen, erwähnte er mit keiner Silbe seines Kummers; sich nur nach mir erkundigend, richtete er es ein, daß wir bald sein gelichtetes Reich im Rücken, dem Herrenhause zuschritten. —

Und nun kamen ernste Tage; ich rechnete und überlegte, mit aller Kraft wollte ich dem alten Besitz wieder aufhelfen, alle Sünden abtragen; und treu standen mir die braven Männer dabei zur Seite. Trotz ihres hohen Alters begannen sie freudig wieder von Vorne an zu arbeiten; für mich! der ihnen ihre Treue so schlecht gelohnt!

Wohl dem Edelmann, dem mit altem Besitz, so viel Treue und Anhängigkeit vererbt wird!

Siebentes Kapitel.

Schicksals-Wendung.

Den Kopf voller Sorgen, mit noch nicht ganz wiederhergestellter Gesundheit, kehrte ich kurz vor dem Manöver zum Regiment zurück. Als ich das erste Mal wieder im Kasino erschien, fand ich unseren Kreis doch recht gelichtet; manch guter Freund fehlte an unserer Tafelrunde und naturgemäß wollte die fröhliche Laune sich nicht wieder einfinden.

Zum Glück hatten wir viel zu thun. Außerdem nahmen uns Abschiedsfeste, Besuche und mancherlei Kommissionen stark in Anspruch.

Endlich kam die Scheidestunde!

Zum letzten Male schlossen wir herzige, uns unendlich theuere und liebe Wesen in die Arme.

Ach! wie viel schöner wäre doch unsere Erde, wenn das ewige Abschiednehmen nicht wäre!

Und als auch dieses vorüber, kam die Morgenstunde, in der wir unsere Thiere bestiegen, einen Abschiedsblick auf all die lieb und lang gewöhnten Räume warfen und dann bei herrlichstem Sonnenschein hinausritten aus der alten, unendlich liebgewonnenen Garnison. —

Das Manöver verlief, wie alle anderen auch, nur daß wir nach seiner Beendigung, anstatt nach kurzem, frohen Ritt zur alten Heimat zurückzukehren, unsere Rosse gen Osten wandten und in langen, mühsamen Märschen der neuen Garnison zutrabten. Von diesem Ritt ist wenig zu berichten! Vielleicht! daß in der endlosen Schwalm die Frauen schwarze, die Mädchen rote Kopftücher tragen, und daß es in Nauheim gefährlich ist, zu baden. Wir fanden wenigstens auffallend viele Rotköpfe in unseren Schwadronen nach Benutzung der dortigen Bäder. Auch an unserem Haupt- und Barthaar hatte der Friseur seine liebe Not! denn trotz aller Salben und Bürsten wollte sich diese, zwar damals recht moderne, aber unserem Geschmack doch wenig zusagende Farbe nicht entfernen lassen.

Das wäre aber auch Alles; und wir begrüßten den Moment immerhin mit einer gewissen Galgenfreude, in welchem wir die Kaserne unserer neuen Garnison vor uns sahen.

Zwei Stunden von Hessenstein, eingeschlossen vom alten Hardwald, liegt in einem Kessel dieses friedliche, weltvergessene Ackerstädtchen. Wenn man von Wallstein kommt, so erblickt man schon von weitem die alte, graue, nüchterne Kaserne, welche als einzigen Schmuck vor sich die Galoppirbahn und den Springgarten besitzt. Geht man weiter, so hat man die Wahl zwischen zwei sogenannten Straßen und einem schmalen Pfad, auf allen dreien gelangt man schließlich auf den Markt. Die Straße links ist unendlich öde und langweilig, traurig und finster ragen zu beiden Seiten etwa je zwanzig Häuser mehr oder weniger weit in dieselbe hinein; Alles sieht verfallen aus. In ganz Preußen kann die Sonne scheinen, hier habe ich nie einen Strahl hinkommen sehen!

Und wie die Straße und Häuser, so sehen auch ihre Bewohner aus; alle verschlafen, ungewaschen und lebensmüde! Ich kann mir nur denken, daß sie den zu argen Kontrast vermeiden wollen. Und nichts

in der Welt ist imstande, sie aus ihrem Hinbrüten aufzuscheuchen; hier konnten wir mit dem edelsten Vollblutpferde hindurch jagen, hier konnten unsere Trompeter die herrlichsten Märsche ihren Instrumenten entlocken, was kümmerte die Träumenden das? Nie habe ich gesehen, daß einer von den Köpfen, die in dumpfiger Stube, in der Nähe der trüben Fensterscheiben nickten, sich umgewandt hätte! Denn warum auch? Sie hätten ja nachher die Mühe gehabt, den Kopf wieder grade aus zu wenden, und das wäre eine Anstrengung gewesen! und Alles, nur dieses nicht! Und ein Glück ist es für sie, daß der verwahrloste Kirchhof ganz in der Nähe liegt, denn wenn sie dereinst aus dem hiesigen Hinträumen zum ewigen Schlaf getragen werden, so ist der Weg dahin doch wenigstens nicht allzuweit! „Schlaft weiter, ihr guten Leute!“ —

Und wenden wir uns nun zu der Straße rechts, die den schönen Namen: „boulevard des cochons“ führt, so erblicken wir rechter Hand ein größeres Haus, vor ihm wandelt gelangweilt ein preußischer Dragoner auf und ab, der glücklich, wenn er in seinem zweistündigen Wandern sich einmal im Anfassen des Seitengewehrs üben kann; und schweres Unrecht würde der

Offizier begehen, der ihm diese, seine einzige Freude und Unterhaltung durch Abwinken stören wollte.

In diesem Hause wohnt der Kommandeur! —

Aus den unteren Fenstern schaut aus einem der Adjutant, aus dem zweiten der Regimentsschreiber, und aus dem dritten ein kleiner Ulanen-Offizier heraus. Zu welchem Zwecke, ist ihnen wohl selbst nicht ganz klar.

Zur linken Hand sieht es schon freundlicher aus, denn es ist die Sonnenseite und hier wohnen größtentheils die unverheirateten Offiziere des Regiments. Doch muß ich hier gleich erwähnen, daß die Zimmerhöhe nur für leichte Kavallerie berechnet ist. Wer mehr mißt, muß sich auf dem Markte sein Quartier suchen!

Auf diesem nun kann gerade eine Eskadron aufmarschiren; doch dann müssen die vorbeigetriebenen Kühe zu einem, Schweine zu zweien und Gänse können allenfalls zu dreien abbrechen und ihrem Führer folgen; ich kann, da ich aus mehrjähriger Erfahrung spreche, dieses genau behaupten. Ueberhaupt wurde unser Interesse für Vierfüßler und Federvieh in hohem Grade erweckt, und manche Flasche Wein habe ich verloren, blos weil die

bunte Kuh und nicht meine Favoritin, die schwarze, zuerst auf dem Markt erschien.

Endlich und zuletzt ist noch der Kirche zu gedenken, sie ist alt und hat dereinst einigen äußeren Schmuck besessen, dieses ist noch deutlich zu erkennen. Da sind aber eines Tages die Bilderstürmer gekommen und als sie eingesehen, daß dieser in keiner Weise zum sonstigen Aussehen des Ortes passe, haben sie ihn der Symmetrie wegen heruntergerissen und dabei ist es bis heute geblieben! —

Und wenn ich nun die berechtigte Frage beantworten will, weshalb in diesem Neste eine Garnison liegt, so muß ich zurückgreifen zur Geschichte des Hessenlandes.

Dasselbe hatte einmal einen Kurfürsten, welchem es keine Ruhe ließ, daß seine Nachbarn Spielbanken hatten und er nicht. Lange sann er nach! Da wurde ihm von einem seiner Günstlinge gemeldet, daß sich in Neuburgs Umgebung wohl etwas derartiges anlegen ließe. Im Allerhöchsten Auftrage wurde nun nach einer Quelle gebohrt und natürlich auch bald gefunden. Auf denselben Befehl hin erhielt diese Quelle

wunderbare Heilkräfte, und schnell entstand ein Kurhaus und das sonst zu einem Bade Notwendige.

Geld spielte ja keine Rolle! Damals stand der Handel mit hessischen Landeskindern in vollster Blüte und auf ein Paar Tausend mehr oder weniger kam es dem treuen Landesvater weiter nicht an! —

Ein alter Wald wurde zum Park umgewandelt und das Bad war fertig! Ein Bankpächter war bald gefunden und Hessen-Kassel brauchte nicht mehr neidisch auf seine Nachbarn zu blicken! —

Der Kurfürst und mit ihm seine Stände, hohen Beamten und wohlhabende Besitzer erschienen und tranken aus der Quelle. — Ob sie außer an ihrem Beutel noch sonst wo durch den Aufenthalt im Bade Erleichterung fühlten, dieses konnte ich von dem alten Chronisten nicht erfahren.

Doch der Kurfürst scheint sich nicht ganz geheuer im Kreise seiner Getreuen befunden zu haben, denn mit ihm erschienen einige Schwadronen Husaren, welche in Neuburg einquartiert, und für die später eine Kaserne gebaut wurde.

Der Kurfürst ging! — die Husaren blieben! —

Und wunderbarer Weise hat sich die Kaserne bis

heutigen Tages vorzüglich conservirt, trotz aller stillen Wünsche, die seine Bewohner über sie wohl öfter im Laufe der Zeiten haben gen Himmel steigen lassen. —

Und dieses wurde unsere neue Garnison!

Es war Ende Oktober, etwa gegen elf Uhr Vormittags, als wir dort einzogen. Seit frühem Morgen regnete es, so ein rechter, kalter Herbstregen, der einem die Zähne klappern und die Hände erstarren macht. Unsere Mäntel lagen sorgfältig gerollt im Mantelsack, dieses war damals noch so eine der vielen Ueberlieferungen aus der sogenannten „guten alten Zeit“. Jetzt hat man, vielleicht zum Entsetzen manches am Alten hängenden Kriegers, angefangen den Mantel seiner natürlichen Bestimmung wiederzugeben, und ihn nicht mehr allein zum Scheuern der Pferderücken hinten aufzuschnallen. —

Trotz des Regens hatten die Bewohner es sich nicht nehmen lassen, uns einen Empfang zu bereiten, und so mußten wir an der Kaserne vorüber in die vorher beschriebene Straße links einziehen.

Der Stabstrompeter schmetterte das Signal Offiziers-Ruf. Im langen Canter sausten wir an die Tête des Regiments. Die Trompeter setzten ein

und vorwärts ging es. Das Pflaster war miserabel, wir klapperten vor Frost, unsere edlen Thiere ließen traurig die Köpfe hängen, ob sie wohl damals schon ahnten, daß hinfort keine zarte Frauenhand mehr ihren schlanken Hals streicheln, kein bewundernder Blick auf ihren graciösen Gängen ruhen würde? Ich weiß es nicht! Aber sie ließen ebenso wie ihre Herren ruhig Alles über sich ergehen.

In endloser Rede hieß uns der Bürgermeister willkommen, sprach von der Freude uns begrüßen, von der Erwartung, mit uns im guten Einvernehmen leben zu können und endete schließlich mit dem Wunsche, daß wir ebensoviel Jahre, — ich glaube es waren nahe an „hundert“ — in seiner Stadt bleiben möchten, wie das Regiment, welches wir abgelöst hatten, dort verweilt habe.

„Alles“ hatten wir ertragen! Das aber war selbst unseren treuen Rossen zuviel!

Wild bäumte sich Graf Adolfs Mazeppa auf und kurz Kehrt machend, sauste er davon; seinem Beispiel folgten die anderen Pferde, die hinteren glaubend, daß es zur Kaserne zurück ginge, schlossen sich der Bewegung an, und im Nu stand das Regiment im Kehrt

vor den verblüfft dreinschauenden Honorationen der Stadt.

Einen Vortheil jedenfalls hatte dieses Intermezzo, unsere Laune war wieder einigermaßen hergestellt. —

Wir suchten die Quartiere auf und fanden uns um drei Uhr zu einem Diner, welches die Stadt gab im „einzigen" Hotel wieder zusammen.

Die Honorationen empfingen uns auf's Feierlichste.

Es waren ungefähr dreißig bis vierzig Herren, und ich hatte volle Muße sie mir genau zu betrachten, weil ich als Einer der Ersten erschienen war.

Sieben von ihnen hatten den Leibrock angelegt; diesen ließ ich mich zuerst vorstellen.

Drei davon entpuppten sich nachher zwar als Kellner, da sie jedoch keine Serviette über dem Arm als Zeichen ihrer Würde trugen, so war ich natürlich nicht in der Lage gewesen, sie als solche zu erkennen!

Die andern Herren waren im Sonntagsstaat erschienen!

Da sah ich alte, gediegene, blaue Röcke, vom Vater auf den Sohn vererbt! wie viele freudigen und traurigen Familienereignisse mögen Generationen in ihnen schon gefeiert haben?

Daß zwei Herren in freudiger Aufregung es vergessen hatten die Stiefel anzuziehen und daher in Hausschuhen erschienen waren, will ich nur nebenbei erwähnen.

Allen war aber die Freude an unserer Ankunft deutlich anzumerken, denn immer und immer von neuem streckten sie uns ihre ehrlichen Hessenfäuste in feuchter Natürlichkeit entgegen und schüttelten unsere in tadelloses Waschleder gehüllten Hände.

Doch auch das ging vorüber!

Und unter den Klängen des Pariser=Einzugs-Marsches, denselben Klängen, unter denen wir so oft unsere herrlichen Freundinnen in der alten Garnison zur überreichen Tafel geleitet, setzten wir uns auf unglaublich kleine, zum Theil recht wackelige Stühle an eine lange, schmale, mit künstlichen Blumen und Schilfwedeln verunzierte Tafel, breiteten darauf feuchte Servietten über unsere Kniee und begannen schweigend die Alfenid-Löffel und die schwarzstieligen Messer und Gabeln zu putzen. Verwundert schauten die braven Eingeborenen unserem Treiben zu, und während Tischtuch und Servietten sich mit schwarzen Striemen, die Gabel und Stiele dort hinterließen, bedeckten, wurde uns lang-

sam die Suppe gereicht. An deren Teller fiel mir zuerst der außerordentlich naturgetreue Abdruck des Kellner-Daumens ins Auge, wahrscheinlich, um sie beim nächsten Feste in derselben tadellosen Frische präsentieren zu können, hatten diese sich ihrer „Baumwollenen" entledigt!

Lange betrachtete ich meinen Tellerrand, doch, da Alle aßen, half es weiter nichts, also herunter mit der Suppe.

Unterdessen hatte mein Nachbar sein drittes Brödchen in unseren gemeinschaftlichen Salznapf getaucht und war eben dabei, sein viertes mit möglichstem Zungenschlag zu verzehren. Vielleicht waren hierbei seine Finger zu feucht geworden, denn einen andern Grund kann ich heute noch nicht dafür finden, daß er seine Linke auf meine Schulter legte, mir dabei freundlich grinsend mittheilend: daß es heute regne! Da ich über diese Neuigkeit vielleicht nicht sehr überrascht schien, so entschloß er sich zu der weiteren Mittheilung, daß in der Regel ein derartiger Regen immer vier Wochen in Neuburg anhalte, es sei das eine Folge der eingeschlossene Lage, so endigte der ehrliche Klinkerfuß.

Obgleich ich einsah, daß das ja ein großer und

ungeahnter Reiz meiner neuen Garnison war, so lag mir momentan doch vor Allem daran, daß ich die nachbarliche Hand von meiner Schulter los würde, denn allgemach drang ihre entsetzliche Feuchtigkeit durch meinen besten Waffenrock in das dünne Pariser-Hemde ein und verursachte meinem Rücken alles andere, nur kein behagliches Gefühl. Hin- und Herrücken half nichts, und so entschloß ich mich, um jene Feuchtigkeitsleitung auf meiner Schulter zu unterbrechen, zu einer Wette.

Das Wetter mußte herhalten! und, nachdem ich die Glaubwürdigkeit der nachbarlichen Prophezeihung stark angezweifelt, war bald eine solche entrirt.

Jedes Durchschlagen eines dritten dringend ablehnend, gelang es mir, um sechs Flaschen Rotwein, die Hand von meiner Schulter loszuwerden.

— Unterdessen ersetzte die endlose Langsamkeit der Bedienung die Güte der Speisen, und während wir festgebannt auf unseren kleinen Stühlen ausharrten, eilten unsere Wirthe geschäftig umher, sich stehend unterhaltend, die Kellner belehrend, und es auch nicht verschmähend ab und zu einige Züge aus den immer von neuem in Brand gesetzten umherliegenden Zigarren-

stummeln zu thun. Andächtig lauschten wir der endlosen Begrüßungsrede des Herrn Bürgermeisters, welcher wohl glauben mochte, daß er die am Vormittage unterbrochene Rede nachholen müsse. Auf diese antwortete kurz und schneidig unser Kommandeur; dann aber ging es los!

Anfangs redeten noch die Herren einzeln, bald aber zu Zweien und Dreien auf einmal; und eine überaus glückliche Idee war es, die unseren alten Dirigenten vom Mainzer Karneval veranlaßte, den Vorschlag zu machen, das Regimentslied zu singen.

Premierlieutenant M. stieg auf seinen Stuhl und dirigirte von dort aus zuerst das Lied:

„Hurrah hoch, wir sind ja Alle Lumpen,
Liederliches Volk und Vagabunden —
Was das Fechten bringt,
Durch die Gurgel rinnt,
Ist das Geld verthan —
Fängs von vorne a — a — a — n.“

Und dann folgte das alte Reiterlied:

„Reich mir mal die Wurzelbürste,
Reich mir mal den Schwamm,
Reich mir mal die Schmierseif her
Und den engen Kamm.“

Und bei jedem Verse stieg unser vorzüglicher Dirigent höher, bis er zuletzt sich einen Stuhl auf den Tisch reichen ließ und von dort aus den Takt angab. Bei jedem Steigen steifte sich der mächtige, pechschwarze Schnurrbart und öffneten sich die Kohlenaugen, bis ersterer beim letzten Verse senkrecht in die Höhe ragte und letztere Funken zu sprühen schienen.

Und unsere Trompeter begleiteten all die Lieder, die wir so oft im fernen Frankreich und in unseren alten Garnisonen gesungen hatten, mit vollendeter Präcision. Manch froh verlebter Tag fiel uns dabei ein. Endlich wurde der Kaffee herum gereicht, und da wir schließlich nur noch die Einzigen waren, die am Tische saßen, so hob unser Führer die Tafel auf.

Im Auftrage unserer Wirte lud uns der Bürgermeister in den Klub zu kommen ein, um dort, eine Zigarre rauchend, an einem gemeinschaftlichen Spiele Teil zu nehmen.

Erwartungsvoll folgten wir der Einladung und begaben uns eine Treppe tiefer in das Klubzimmer.

Der größte Teil unserer Wirte saß hier schon um einen Tisch, welcher sein Licht von einer blakenden

Hängelampe empfing; als vorsichtige Familienväter hatten sie sich teilweise ihrer ehrwürdigen Röcke entledigt und die ungewohnten Manschetten vor sich auf den Tisch gelegt, auch die lange Pfeife war wieder zu ihrem Rechte gekommen.

Ich sehe noch deutlich D's. Gesicht.

Er, der vornehme Magnat Ostpreußens, der „einzig wahre" Graf, sah starr auf diese Versammlung.

Doch es sollte noch besser kommen!

Wir hatten so etwas von einem kleinen Jeu verstanden, welches uns im Klub erwarten sollte, und Premierlieutenant N., der stets sein ganzes Vermögen, — wie er sagte, „auf alle Fälle" — in der Brusttasche trug, hatte schon einem Kellner den Auftrag erteilt, eine größere Banknote wechseln zu lassen.

Und richtig! Einer der Herren kam mit einer ziemlich zur Hälfte mit alten Karten gefüllten Holzkiste, welche er einer Stubenecke entnommen hatte, herbei, setzte dieselbe auf den Tisch und mit feierlichem Ernst zog nun einer von unseren Wirten nach dem anderen eine Karte daraus hervor. Als ihre Reihe durch, wurden auch wir hierzu aufgefordert! Mehrere von uns leisteten Folge, so auch Major S. Doch kaum

hatte dieser seine gezogene Karo-Zwei auf den Tisch gelegt, als in der Gesellschaft wildes, wüstes Geschrei, ein Jubel ohne Grenzen ausbrach.

Was war los?

Wir Alle hatten ja schon Tausende ohne mit der Wimper zu zucken, verloren, seltener leider gewonnen! aber ein derartiger Jubel war selbst in Homburg nicht ausgebrochen, als H. dort kurz vor dem Ausmarsch nach Frankreich die Bank sprengte.

Und als der Ausbruch der Freude sich allmälig gelegt und wir, nach seiner Ursache fragend, den Bescheid erhielten, daß dieses geistvolle Spiel — Krabbeln — genannt wurde, und daß derjenige, welcher Karo-Zwei zieht, zwei Pfennige in die Klubkasse zu zahlen habe! — da waren in wenig Minuten unsere Wirte wieder ganz unter sich! —

Da der größte Theil von uns in „dem Hotel“ — ein zweites hatte unsere neue Garnison nicht aufzuweisen — Wohnung genommen, so war der Weg nicht weit nach unseren Zimmern. Ehe ich das meine betrat, ging ich hinunter zum Stalle, um nach den Pferden zu sehen. Auch diese, an unserem Ortswechsel doch so unschuldigen Thiere hatten zu leiden!

Dunkel, schmutzig und dumpf war der Raum, in dem sie Unterkommen gefunden hatten, kaum im Manöver hatten sie derartige Quartiere kennen gelernt. Ob sie sich wohl auch schon nach den alten Ställen sehnten?

Mir war so traurig und so bang ums Herz, ich kam mir unendlich einsam, öde und verlassen vor. Ich schlang um meiner lieben Lucca Hals die Arme und treuherzig legte das gute Thier seinen Kopf auf meine Schulter, mich dabei so tröstend ansehend, wie wenn es sagen wollte: „Ich bin Dir ja geblieben!“ —

Lange streichelte ich die sammetweichen Haare meines Lieblings und dachte dabei an den jähen Wechsel in meinem Leben. Was würden die nächsten Zeiten noch bringen! Konnte es noch schlechter werden?

Endlich riß ich mich los und stieg langsam die Treppe hinauf nach Nummer 7; feuchte, kalte, an arme Leute erinnernde Luft empfing mich. Ich wollte mich umkleiden, fand jedoch keinen Stiefelknecht, ich suchte nach einer Schelle, aber vergebens, ich befühlte das schmale, kurze Bett und schauderte, denn dieselbe ekelhafte Feuchtigkeit, wie sie bei Tisch den Servietten eigen gewesen, haftete auch den Bezügen an. Ich rief nach meinem Burschen, er sollte mir den Haus-

knecht besorgen. Nach endlosen Warten erschien das allerdümmste Geschöpf, welches mir von dieser Gattung Menschen je in den Weg gekommen war.

Ich rief: „Einheizen! Stiefelknecht!“ Das Wesen verschwand und kehrte erst nach undenklich langer Zeit mit einer Kiepe Holz wieder, entfernte umständlich die im Frühjahr wahrscheinlich in Vergessenheit geratene Asche aus dem Ofen und begann dann Feuer zu machen. Doch je mehr das Holz in Brand geriet, desto dicker schlug der Rauch ins Zimmer.

Jetzt fing ich an ungemütlich zu werden, brüllte den Kerl an, er sollte die Ofenklappe in Ordnung bringen, doch grinsend, den Mund groß aufsperrend, schaute dieses Unikum von einem Hausknecht mich an. Es würde erst im November gefegt, so lange rauchte es immer! Das war der Inhalt seiner Entgegnung, worauf er mit sammt seinem Korbe, mich mit dem Rauch und der hervorgeholten Asche zurücklassend, verschwand. Mit Hilfe des Waschbeckens löschte ich die qualmenden Holzstücke, riß Thüre und Fenster auf und ging nach Nummer 9, zum Grafen Adolf.

Einsam und frierend saß er auf seinem Koffer; er schreckte bei meinem Eintritt empor und verbarg

jenes kleine Täschchen, welches Gräfin de la Roche ihm zum Abschied geschenkt.

Es enthielt ihr Bild!

Ich that, als hätte ich nichts bemerkt und machte mir am Fenster zu schaffen. Doch da der Freund nicht anfing von der Gräfin zu sprechen, wollte ich es auch nicht. —

Aber ich hoffte! Hoffte, daß der Graf einsehen würde: es wäre besser, Herr auf dem Valogne zu sein, als Lieutenant zu spielen in der bis jetzt so überaus vielversprechenden, neuen Garnison.

Doch nur kurz war mein Hoffen! denn gewaltsam rüttelte sich der Graf aus seinem Sinnen, energisch bekämpfte er das ihn überkommene, weiche Gefühl und aus den kurz hervorgestoßenen Worten: „Ach Dummheit!" konnte ich deutlich seinen Gedankengang erraten. Er hatte geträumt, hatte sich die Zukunft ausgemalt an der Seite jenes herrlichen Originals vom Bilde in seiner Hand. Hatte darauf an seine eigene Lage gedacht und war schließlich zu jenem Facit gelangt, welches mir nun schon seit Jahren unbegreiflich war, welches ihn und vielleicht noch tausend-

mal mehr Gräfin de la Roche zum ruhelosen Alleinsein verdammte.

Doch wie konnte ich eingreifen? Wie hätte ich die beiden mir so unendlich theueren und sich gegenseitig ganz entschieden liebenden Menschen zusammen zu bringen vermocht?

Wenn das eine Zeit, wie wir sie zuletzt erlebt, ein Tag, wie der heutige, nicht vermochte, wie hätte eine Stimme, und wäre es auch die eines Freundes gewesen, solches thuen können?

Arme, schöne Freundin, dort oben auf dem hohen Valogne, wie rätselhaft mußte Dir der Graf erschienen sein. Wie mußte Dein Herz zwischen Hoffen und Bangen in all der Zeit gelitten haben. Und im Stillen hast Du Dich vielleicht auch noch öfter selbst angeklagt, daß Dein Schweigen dereinst in Paris an Allem Schuld gewesen sei.

Nein, edle, wunderbare Frau, nicht Du bist schuld, daß der Mann, welchen Du so unendlich geliebt hast, nicht sein wahres Glück erkannt und Dich zum Weibe genommen. Es war — doch, ich will nicht vorgreifen! —

Wir berieten damals, was wir vornehmen wollten

und gingen schließlich zum Grafen D., welcher uns gegenüber ein Zimmer bewohnte. Nachdem wir eingesehen hatten, daß es für's Schlafen in solchen Betten immer zu früh sein werde, stiegen wir hinab und betraten die Gaststube. In ihr hatten einige Handelsbeflissene die schlechte Luft durch noch schlechteren Zigarrendampf zu vertreiben gesucht; seitdem der Wirt des Hotels im Gefängniß saß, und das war schon ziemlich lange, war nichts für Reinigung und Lüftung geschehen.

Draußen regnete es nicht mehr, dafür goß es aber.

Was blieb uns übrig, als dennoch in die feuchten Bezüge zu kriechen und sie durch unserer Körperwärme zum Trocknen zu bringen.

Kaum war ich endlich eingeschlafen, als ich von einem donnerähnlichen Gepolter erwachte. Ich zündete, einen Fluch auf den Lippen, Licht an.

Da stürzte, denselben Fluch ausstoßend, Graf D. in mein Zimmer.

Annehmend, daß der edle Magnat vom „Krabbeln" geträumt und dabei den Nachttisch etwas unsanft zu Fall gebracht, suchte ich ihm klar zu machen, daß er

ja gar nicht mitzuspielen brauche, wenn er nicht wolle. Denn aus seinen verstörten Zügen und dem nur aus dem Hemde bestehendem Promenaden-Anzuge mußte ich schließen, daß er nachtwandelte. Wahrscheinlich verfolgten ihn alle im Kasten vorhandenen Karo-Zweien in seiner Phantasie glaubte ich.

Doch, ich hatte der Erlaucht Unrecht gethan.

Nachdem er sich meinen Mantel umgehängt, folgte ich ihm ein Licht in der Hand in sein Zimmer,

Der Regen hatte die Decke gelöst und selbige war mit dem vorher erwähnten Geräusch ins Zimmer gestürzt. Durch ein zwei Meter im Quadrat messendes Loch konnten wir den trüben Himmel unserer neuen Heimat deutlich betrachten, durften aus den lustig in die umherstehenden mit Schutt und Rohr bedeckten Koffer rieselnden Tropfen erkennen, daß mein Tischnachbar mit seiner Prophezeihung bis jetzt noch nicht Lügen gestraft war.

Dann entfernten wir wenigstens die Koffer mit den allerneusten Uniformstücken und, da der Graf abgelagerte Zigarren den frischen vorzog, auch die Kiste

mit dem Inhalts-Vermerk Zigarren-Kisten aus dem Bereich des Wassers.

Da kein neues Zimmer mehr zu haben, beschloß der edle Graf den neuen Tag in einem Stuhle sitzend zu erwarten.

Das war der erste Tag in unserer neuen Garnison!

Achtes Kapitel.

Reiterleben in kleiner Garnison.

Mein alter Klinkerfuß sollte Recht behalten!

Das kleine Flüßchen, an welchem unsere neue Garnison gelegen war füllte sich mit grauem, blasigem Wasser, vom Himmel tropfte es immer ruhig weiter — düster und trübe, wie die vom Winde gejagten Wolken — rannen auch uns die nächsten Tage dahin.

Wir nahmen das einige Male im Monat erscheinende Wurstblättchen zur Hand und suchten unter Rubrik „zu vermiethen“ nach Wohnungen.

Wie lächerlich! warum sollten die Einwohner Neuburgs annonciren? sie hatten ja Zettel an die Fenster der zu vermiethenden Zimmer gehängt!

Also nur mutig auf die Wanderung! In große

Reitermäntel gehüllt begaben wir uns, furchtlos die auf den Straßen stehenden Untiefen durchwatend, auf die Suche. Zuerst war Graf Adolf so glücklich auf dem „boulevard des cochons“, für fünf preußische Thaler monatlich, eine halbe Etage im Parterre, mit Stall für sechs Pferde einbegriffen, zu finden.

Nach längerem Umherirren fand auch ich ein im Garten gelegenes Häuschen, welches viel Platz, mehr Mäuse und am allermeisten Ratten hatte. Doch was schadete das? Bei andauerndem Wetter waren ja die Vorzüge einer eigenen Zimmer-Jagd garnicht zu verachten! Manche Muße-Stunden haben wir auf jene Art hingebracht, und meiner Teckel Schnauzen zeigten bald Spuren von heißen Kämpfen, welche sie im Stall und Hof davon getragen hatten.

Nur Graf D. konnte sich schwer zur Wahl einer neuen Heimstätte entschließen; mißtrauisch wandte er immer die Augen nach Oben, unter keiner Bedingung hätte er wieder ein Zimmer in der ersten Etage bewohnt, denn dieses ist in Neuburg gleichlautend mit „Wohnung unter'm Dach“, davor hatte der edle Magnat, seit dem Abenteuer der vergangenen Nacht, doch allen Respekt bekommen! Jedoch, da die Wahl nicht groß, so war

auch die Qual des Suchens nicht ewig, und Erlaucht mußte sich wohl oder übel mit einigen Zimmern in der Straße „zur ewigen Ruhe“ begnügen. —

Der Tag wurde mit Einrichten, Auspacken und Ordnen verschiedener Kleinigkeiten zugebracht und am Abend unternahm ich noch einen Gang durch's stille Städtchen. An des Grafen Wohnung vorbeikommend, gewahrte ich staunend, daß sein Zimmer fast fertig oder wie der Rheinländer zu sagen pflegt, „in die Reih“ war. Adolf selber saß in seinem, später in Neuburg historisch gewordenem Hauskostüm — das war: Lederhose, rote Pantoffeln, offenes Hemde und Jagdblouse — vor'm Kamin, in welchem er, dem Klima Folge gebend, ein mächtiges Holzfeuer zu entflammen suchte.

Eingetreten, theilte er mir mit, daß sein Tapezierer aus der alten Garnison am Morgen mit einigen Gesellen eingetroffen, und in aller Eile aus den öden Räumen das sich mir Darbietende geschaffen habe.

Wer uns einst besucht hat, dem wird Graf Adolfs Wohnung unvergeßlich sein.

Deßhalb will ich sie den verehrten Lesern schildern. —

Manchem werden die trauten Räume noch lebhaft in der Erinnerung stehen!

Viele, viele Stunden haben wir blauen Reiter und mit uns Jeder, der seine alten Freunde in der Verbannung aufgesucht, dort verbracht. Dort allein hatte die öde Langeweile der kleinen, entsetzlichen Garnison keinen Zutritt!

Wer in sie eintrat sorgenvoll und mit Kummer schwer beladen, der konnte sicher sein, daß bald der edle, treue Freund mit seinem unverwüstlichem Humor und seinem hellen, frohen Lachen ihm alle Grillen verscheuchen würde.

Und wie zum heiligen Wallfahrtsort, so pilgerten die ganzen Jahre hindurch alle trübseligen und beladenen Reiter zum Grafen Adolf. Wußte doch ein Jeder, daß bei ihm ein Geheimniß treu geborgen, daß er half — wo er helfen, daß er riet — wo er raten konnte.

Und war das Alles nicht mehr möglich, dann hatte der liebe Freund mit seinen Versen:

„Glücklich ist, wer vergißt,
Was nicht mehr zu ändern ist!“ —

ein großes Stück Lebensweisheit für uns bereit. Durch ihn lernten wir die Wahrheit jenes Spruches erst recht verstehen!

Jene Melodie war es, die der Freund bei meinem Eintritt pfiff, stumm wies er auf den Tisch, auf welchem ein Brief der Gräfin Camira lag. In herzlichen Worten sprach sie ihr Bedauern über unsern neuen Wechsel des Wohnorts aus, und zugleich die Hoffnung, daß die Anziehungskraft desselben uns nicht ferner von einer Reise nach dem Valogne abhalten möge. Dann bat sie den Freund, ihr ein gutes Reitpferd zu senden und bestellte Grüße von ihrer Schwester und den Eltern. —

Nach Vorlesung des von mir erbrochenen Schreibens hielt ich Umschau im Zimmer und mußte dem Tapezierer alle Anerkennung zu teil werden lassen. Es war so traut und wohnlich in dem alten, lieben Raume! schwer war der Teppich, der den Boden des Zimmers verbarg, auf ihm lagen seltene Jagdfelle gebreitet bunt umher, wo sich immer Gelegenheit für sie bot. Da die Wohnung in der nur für „leichte Kavallerie“ berechneten Straße lag, wohin dichte Portieren gnädig die Aussicht verbargen, so mußte des Grafen Jagdschrank, seines Aufsatzes bar, die auserlesene Waffensammlung bergen.

Liebliche Frauen, edle Renner und flüchtige Be-

wohner der Wälder schauten aus eichenen Rahmen von den Wänden herab und ließen kaum Raum für all die stolzen Ehrenpreise, die ihr Besitzer im heißen Ringen auf schwieriger Bahn sich erkämpft. Unter dem lorbeerbekränzten Bilde Kaiser Wilhelms barg ein offener Schrank die „Ersten Preise“ aus der „Armee“, welche Graf Adolf Alle aus der Hand seines geliebten Kriegsherrn empfangen.

Zwischen den Fenstern stand ein eichener Schreibtisch, dessen linke Seite mit Briefen — alle ungeöffnet — gefüllt war. Erkannte der Graf nicht auf den ersten Blick den „unverdächtigen“ Absender, so war jedem einlaufenden Schreiben ein gleiches Loos beschieden. Wurde auch manche Konfusion dadurch hervorgerufen, viele Vorzüge hatte ein derartiges Verfahren jedenfalls, denn ein Beschäftigen mit dem „Soll und Haben“ wurde dem Adressaten auf diese Weise erspart.

In allen anderen Fächern des Tisches lagen Geld, Bilder, geladene Pistolen, Haarnadeln, verschüttetes Pulver, Zigarren, Schleifen, Patronen, Taschen, Damenschuhe, Brillantnadeln, Uhren, Knöpfe und unzählige andere Dinge — stets unverschlossen — umher

Auf dem Tische selbst stand und lag Alles — nur nie auch nur das Geringste zum Schreiben Erforderliche.

Und da der Kamin, die Etageren und Tische, sogar das Sofa mit Bildern, Mappen, Rauchutensilien und Insignien des Sports bis aufs kleinste Plätzchen belegt, so schaffte mein Freund stets Platz für Wein, Gläser und Teller, indem er mit dem Arm über den Schreibtisch fuhr; da Tinte nicht vorhanden, rollte Alles meist ungefährdet auf den Teppich. Zwei Jagd-Preise standen zu beiden Seiten des Kamins; rechts ein zwei Fuß hoher silberner Kühler zur Aufnahme aller Pfropfen; links ein vergoldeter Schlitten zur Aufnahme des Brennholzes.

Stühle in allen Formen, Größen und Bequemlichkeiten standen bunt umher und wurden meist um den Kamin gerückt, an welchen sich jeder Besucher drängte.

In jenem Zimmer nahm ich damals gleichfalls am Kamin Platz, und zum ersten Male durchzog mich ein behagliches Gefühl. Wir erbrachen eine Kiste aus der Johannaburg, in welche dessen Bewohner dem Grafen eine Auslese ihrer besten Jahr-

gänge als ersten Trost mit auf den Weg gepackt hatten, und stießen mit ihrem Inhalt auf „Alles was wir liebten“ an.

Bald vermehrten einige Freunde unsere Kaminrunde, und die Unterhaltung wurde lebhaft. Des alten Rheingaues wunderbare Kraft hatte sich wieder einmal glänzend an uns bewährt.

Wir beschlossen kühn dem Geschicke die Stirn zu bieten und uns nicht durch die Ungunst der Verhältnisse beugen zu lassen.

Waren wir auch unserer heimatlichen, schönen Erde entrückt, ein Trost war uns geblieben: ihre Erzeugnisse waren uns unverfälscht gefolgt. — Und wie unser Regiment vom Vater Rhein den Namen — wollten auch wir seiner Ufer goldig, edle Tropfen „stets ungetauft“ in hohen Ehren halten.

Mit diesem nie gebrochenen Schwur verließen wir das gastlich, traute Feuer. —

Die nächsten Tage fanden uns viel im Sattel, denn nach alter, guter Reiterart wollten wir bald die Umgebung unseres neuen Heims kennen lernen. Schön war sie!

Die Schneusen des Hardwaldes boten unseren

Thieren manch neues, ungewohntes Hinderniß, denn da sie bisher an den weichen Rasen oder Sand unserer früheren Garnisonen gewöhnt, so machte sich ihnen der harte Felsboden, die vielen Wurzeln und Löcher, die festen Koppelricks und vor allem, die mit frischem, grünen Moos bedeckten Sümpfe, in welchen sie sammt ihren Herren plötzlich bis zum Halse versanken, oft recht unangenehm fühlbar.

Und auch uns und unseren Geldbeuteln wurde das gleiche Gefühl nicht erspart, denn bald standen die edlen Thiere, welche beim Einzug noch Beine und Hufe wie aus Glas und Stahl besessen, lahm und gallig im Stall. Eins nach dem Anderen mußte dem Roßkamm überliefert werden; und an Stelle des hohen Vollbluts, trat ein schwerer, des harten Steines gewohnter Schlag. —

Da unser Kasino noch nicht eröffnet und wir, durch unsern Einzugsschmaus abgeschreckt, keine Lust hatten einen zweiten Versuch mit „dem Hotel" zu unternehmen, so waren wir genötigt uns unsere Mahlzeiten außerhalb zu suchen.

Das alte, gute Hessen ist ein schönes Ländchen; vielleicht beinahe so schön wie — solide!

Und Hessens Hauptstadt machte, wenigstens damals, keine Ausnahme darin.

Was Wunder, daß dort die täglich in hellblauen Farben erscheinende, übermütige Reiterschaar ein ungewohnter Anblick war.

„Einzeln, sehr nett! — doch wehe, wenn sie geschlossen!“ — so sollen die ehemaligen Residenzler damals öfter ausgerufen haben.

Vielleicht hatten sie recht!

Rheinlands muntere Söhne können sich einmal schwer verleugnen! Noch waren es ja damals all die tollen, fröhlichen Reiter, die ihre Jugend auf Frankreichs schönem Boden und dann im wilden Strudel der Großstadt hingebracht.

Allmälig begannen wir uns in der Gesellschaft umzusehen. Nicht leicht ist uns der Kontrast zwischen einst und jetzt geworden, denn wir waren an die feenhaften Feste der alten Kaiserstadt gewöhnt. Durften diese doch Tausende und aber Tausende verschlingen, was waren die für Altburgs Millionäre! Und noch dazu — in der Milliardenzeit!

Mit den vielgereisten, welterfahrenen Männern unserer alten Garnisonen hatten wir Freundschaften ge-

schlossen, hatten mit ihnen gejagt und getrunken, hatten ihre herrlichen, unvergleichlichen Frauen nach Ungarns wilden Weisen im Tanze gedreht, dabei immer neue Lebenslust aus ihren feurigen Blicken gesogen.

Was gab es überhaupt auf Erden Herrliches und Schönes, das wir am Rhein und Main nicht gekostet?

Und jetzt! einfach und schlicht waren Hessens Männer. — Rein, tugendhaft und brav die Frauen. Wir wurden zu Festen eingeladen, die wir vorher nur durch „Winterfeld“ und vom „Hören-Sagen“ kannten.

Es waren das sogenannte „Peccos,“ welche wir in ihrer ganzen Langweiligkeit und Gespreiztheit anfangs mit wahrem Feuereifer aufsuchten, denn Alles, was Winterfeld beschrieben, war wörtlich dort zur That geworden; Genau zählten wir, daß ein Sofaplatz an einem einzigen Abend 21 Mal gewechselt wurde. Dort lernten wir eine „Frau Majorin“ und mehrere Frau „Hauptmänninnen“ kennen; dort muß der Name „nichts“ die Charge „alles“ gegolten haben, denn ob Graf, ob Baron — wir blieben „Herr Lieutenant.“ —

Selten und immer seltener wurde unser Erscheinen in der Gesellschaft, nur ab und zu besuchten wir noch eins der großen Feste, dann aber setzten wir ein, was uns an Lust und frohem Übermut geblieben.

Jedoch wir fanden nicht, was uns Not that: „wilden Nervenreiz". Hatte ein Jeder von uns doch so viel zu vergessen!

Eng und enger schloß sich ein Freundeskreis, dessen stets belebender, stets sprühender Mittelpunkt Graf Adolf war, an einander.

Heute ist er in alle Welten zerstoben, doch damals hielt er fest — unlösbar schien er uns — zusammen.

Manch frohes Gelage, viel heitere und ausgelassene Stunden haben wir gemeinsam gefeiert. Bekannte aus allen Lebensstellungen fanden sich dazu ein, wußten sie doch, daß sie an uns lustige Zechgenossen und in unserer Mitte heitere weibliche Wesen, die erst dem Wein die wahre Würze verleihen, vorfinden.

Zur Freude Aller wurde unser Kreis durch einen lieben, guten Freund vergrößert. Baron O. ein ehemaliger Panzerreiter, hatte einige Zeit hindurch sich hervorragende Verdienste in der alten Veste Marburg erworben, denn dorthin war er von seinem gestrengen

Vormund geschickt, um bei Preußens Fußvolk Staats-Oekonomie zu lernen.

Anfangs wollte es dem alten Reiter nicht ganz gelingen sich die Gunst des Kommandanten zu erwerben. Wenige Tage nach seinem Eintreffen las der Baron in seinem Dienstbuch: „Zur Ronde. Morgen Baron O.“ — Noch an den leichteren Wachdienst seiner alten Garnison gewöhnt, kam O., die Mütze schief, verwegen auf dem Ohr, langsam und gutgelaunt nur eine Minute nach zwölf auf dem Gestellungsplatz. Sein Unglück wollte, daß am nämlichen Tage große Parole in der Festung war. Leicht konnte der so sehnsüchtig erwartete, alte Panzerreiter an ihren gestrengen Dienstmienen seine sämmtlichen, bis dato noch unbekannten, direkten Vorgesetzten erkennen; und diese gaben ihm denn auch hinreichend Zeit und Muße, um einsam über den Unterschied, der noch bei Preußens Fußvolk und Reiterei im Wachtdienst herrscht, nachzudenken.

Doch bald kam der Sommerdienst und mit ihm Gelegenheit, um O's hervorragende militärische Begabung im hellsten Lichte glänzen zu lassen. Der Baron, ein praktischer Kenner der menschlichen Natur,

welche ja selbst im Krieger niemals ganz erlischt, beschwerte seines Spielmanns Affen mit edlem Kraut aus der Havanna. Sobald dann beim „Türken“ das sprungweise Avanciren losging, setzte er für die drei zuerst in der neuen Linie Angekommenen, Preise aus, welche zur Folge hatten, daß sein Zug alle anderen an Geschwindigkeit bei weitem übertraf und daß dem alten Reiter reiches Lob seiner ihn anfangs so verkannt habenden Vorgesetzten zu Teil wurde.

Doch all die hohe Anerkennung genügte dem ehemaligen Kavalleristen nicht. — Fehlte ihm doch auf Schritt und Tritt der Klang der Sporen. —

Es ist ein eigen Ding, um dieses leise Klirren; fehlt es dem Reiter, ist er nur ein halber Mann.

Sehen wir es doch an unseren alten, längst in den wohlverdienten Ruhestand getretenen Generälen; Alles können sie missen, was einst ihr Stolz und ihre Freude war, Jahre lang liegen die höchsten Orden und Ehrensterne wohlverpackt im Kasten, bis sie auf seidenen Kissen den ehemaligen Trägern zur letzten Ruhestätte nachgetragen werden, selten oder niemals legen sie den früher so über alles geliebten Rock wieder an; von Allem können sie sich trennen — doch von den Sporen

nicht! — Und stets ist es mir ein rührendes Zeugniß von treuer Liebe zur alten, schneidigen Waffe, wenn ich die greisen, würdigen Herren so leise klirrend dahin schreiten sehe. Waren sie es doch, die in langen, langen Jahren treuester Pflichterfüllung den Grund zu unserer Waffe heutigem Ruhm gelegt haben.

Wie schwer muß es ihnen geworden sein, während fünfzig endloser Friedensjahre kein einziges Mal Gelegenheit zu finden, die scharfen Eisenklingen über ihres Königs Feinde schwingen zu dürfen!

Wie hart ist es unseren Vätern angekommen in jenen unheilvollen März-Tagen des Jahres 1848 aus den Thoren Berlins reiten zu müssen.

Manch edles Preußenherz ist damals gebrochen! und vielen Reitern, die das Weinen nie gekannt, sie ließen im stummen Gehorsam den Pallasch in der Scheide, die starke Faust krampfhaft geballt auf sehniger Lende liegen. Nur Thränen der grimmigsten Wut rannen ihnen auf das alte, stolze, nie vorher beschimpfte, preußische Ehrenkleid.

Glaubt mir: Gegen diesen Ritt — ist jener Todesritt von Mars la tour nur ein Kinderspiel gewesen!

Nie können wir unserem Geschick genugsam danken, daß es uns vergönnt gewesen, unter König Wilhelm dienen — Seine Siege mit erringen — und unseren Standarten das aus Seiner Hand verliehene Zeichen des Kreuzes anheften zu dürfen.

All das ist eine Gnade Gottes, um welche uns unsere greisen Väter beneidet und uns dereinst Kinder und Kindes-Kinder preisen werden!" —

Hierbei fällt mir aus meiner Jugendzeit ein alter, treuer Diener unseres Hauses ein. Er hatte die Erniedrigung Preußens mit erlebt und später an seiner Befreiung wacker mitgeholfen, und war dann mit meinem Großvater auf unser Gut gekommen.

Als ich geboren wurde, war er schon ein alter Mann und meines Vaters erster Kutscher, bald wurde er mein bester Freund. Auch heute weiß ich nicht, bei wem ich lieber weilte, bei ihm im Stall, oder im Haus bei meinen Eltern. Doch glaube ich fast bei ihm. Ihm allein gehorchte ich aufs Wort und seinen Erzählungen lauschte ich, als wär's das heilige Evangelium.

Ein großer Schmerz war eines Morgens über mich gekommen, meine neueste Peitsche war defekt ge-

worden. Niemanden wagte ich die mir so Werte anzuvertrauen, als nur dem alten Freunde allein, doch er war nicht im Stall! — Was thun? — ich eilte ins Dorf und trat in seine Stube. —

Es war ein kahler, niedriger Raum, darin ein Tisch, ein Stuhl und eine Lade, ein einfaches Bett stand an der Wand, doch über diesem hing ein alter, krummer Säbel, umgeben von zwei Feuerstein-Pistolen und über allen dreien — das „eiserne Kreuz". —

Acht Jahre war ich damals alt, doch nie im Leben später hat mich ein Anblick so gepackt — und hätte es mein alter Freund geduldet, gern wär ich hingeknieet und hätte ihm die welken, lieben Hände geküßt.

In Zukunft konnte ich stundenlang vor dem Bette sitzen und die Waffen anschauen, doch nie wagte ich das Kreuz zu berühren. Dann träumte ich von Schlachten und von Kaiser Napoleons Schimmel, und wenn mir damals Jemand gesagt, daß in nur wenigen Jahren dasselbe stolze Kreuz meine Brust schmücken würde: — für einen Gotteslästerer hätte ich ihn gehalten! —

* * *

In unserer neuen Garnison hatte inzwischen der Herbst dem Winter Platz gemacht, und noch dazu einem recht eisig kalten.

Unheimlich pfiff der Wind von allen Seiten durch das kleine Nest, dessen Bewohner beim ersten Grad Kälte ihre Fenster vermittels Kleister und Papier vor jeglichem frischen Luftzug geschützt hatten.

Auch an unseren Erfindungsgeist traten Anforderungen mannigfacher Art heran.

Nachdem wir beinahe einem werten Kameraden die letzten drei Salven übers frisch geschaufelte Grab hätten nachsenden müssen, dachten wir ernstlich einige Stunden über Verhütungsmaßregeln gegen ähnliche Fälle nach.

Der dem Grabe nur noch mit knapper Not Entgangene war harm- und sorglos gegen elf Uhr Abends aus dem Kasino aufgebrochen, um nach des Tages Last und Kälte auf einsamen Lager in seiner Behausung auszuruhen.

Leichtsinnig, wie die Jugend nur zu oft, hatte er den beim Einzuge erwähnten allerdings etwas näheren Pfad eingeschlagen.

Kein Lichtschein fiel mehr aus einem der ab und

zu an der engen, steilen Gasse liegenden, von Misthaufen und Jauchelöcher eingefaßten Hütten.

Da in unserer Garnison noch keine Straßenbeleuchtung eingeführt und der Mond nicht schien, so war für einen Eingeweihten die Gasse nur zu passiren, wenn die Riechorgane in vollständig brauchbarem Zustande sich befanden.

Das hätte der brave Kamerad wissen müssen, und sich nicht mit seinem starken Schnupfen dort hinein begeben sollen.

Denn was war die natürliche Folge davon?

Die Nase verweigerte jeglichen Dienst und er versank tief und hilflos in eine der am Wege liegenden Jauchegruben.

Zappeln half nichts! je mehr er arbeitete, desto weiter sank er ein.

Schreien half auch nichts! nur die wachsamen Hunde gaben Antwort.

Daran denkend, daß der Soldat in jedem Augenblick zum Sterben bereit sein soll, schickte sich Lieutenant B . . . gefaßt in sein Schicksal, faltete die Schlamm bedeckten Hände, nahm im Stillen Abschied von der Erde und betete.

Sei es nun, daß das Gebet, sei es, daß jener große Faktor dieser Erde: der Zufall, einen Rittmeister unseres Regiments dieselbe Gasse entlang geführt. Jedenfalls vernahm dieser röcheln, näherte sich vorsichtig umhertastend jener Stelle und schloß aus der Stimme des schon Halbtoten, daß seine Hauptstütze, anstatt durch Schlaf für die schon frühzeitig beginnende Dressur der Remonten neue Kräfte zu sammeln, es vorgezogen habe, in einem bisher nicht für Offiziere seiner Eskadron üblichen Behälter das Gegenteil eines wohlriechenden Bades zu nehmen. Doch der bloße Wille zum Helfen genügte nicht, um den nun bald Ganztoten aufs Trockene zu schaffen, höchstens hätte der Obenstehende seinen endlosen Schnurrbart auf einer Seite abschneiden und an die andere knüpfen können, alles Andere hätte nicht hinab gereicht.

Erst einige scharf gegen die Scheiben und deren Rahmen geführte Schwadronshiebe waren imstande die Murmelthier artigen Eingeborenen der nächsten Umgebung zu erwecken und zu veranlassen, mit Licht, Leiter und Stricken anzutreten.

Herr, Hund und Bursche schützten acht Tage lang die Nasen durch Handauflegen im Zimmer.

Es wurde damals sogar behauptet, daß selbst dem Wirte jenes Kameraden, welcher doch von Jugend auf im Orte gelebt, einen Moment lang die Ozon-Veränderung im Hause aufgefallen wäre.

Doch sei dem, wie es wolle; jedenfalls entstand für uns die Frage: Wie schützen wir uns in Zukunft vor ähnlichen Reinfällen?

Elektrische Busennadeln waren damals noch nicht erfunden.

Grübelnd schweiften unsere Gedanken in die Ferne, um Praktisches zu ersinnen. Da fielen zufällig unsere Augen auf einen Eingeborenen, welcher am Abend die eigene Leuchte in Gestalt einer Stall-Laterne im Knopfloch trug.

Das große Problem war gelöst!

Und wie wir den Bewohnern vordem schon die großen Holzpantinen abgelauscht, so ahmten wir ihnen von nun an auch die Privat-Straßen-Beleuchtung nach.

Man kann eben überall etwas lernen!

Ob die Bewohner Neuburgs — außer Geld natürlich — von uns etwas angenommen haben, weiß ich nicht mehr, und will es auch — wenigstens aus

damaliger Zeit — nicht hoffen. Soviel ist mir jedoch noch erinnerlich, brachte ein dicht verhüllter Wagen einmal eine oder die andere von unseren Freundinnen, dann war die Bevölkerung sofort in gelinder Aufregung.

Doch, diese Art Bekanntschaften gehört ja nicht in meine Geschichte; und da sonst in unserem langweiligen Neste so garnichts passirt ist, muß ich schon zum nächsten Kapitel übergehen. —

Neuntes Kapitel.

Jagd- und Liebesmahl.

Das beste an unserer Garnison war ihre Nachbarschaft. Mit innigem Danke erinnere ich mich oft und gerne der Stunden, welche ich in den gastfreien Edelsitzen der Gegend verbracht habe.

Daß Burg Schragen und seinen theueren Bewohnern die Krone in jeder Hinsicht gebührt, brauche ich wohl kaum für Eingeweihte zu erwähnen. —

Und auch mit den nachbarlichen Reiter-Regimentern freundeten wir uns an. Besonders innig wurde der Verkehr mit den lustigen Husaren der anstoßenden, alten Provinz.

Ihr Kommandeur hatte, wie fast bei allen Regimentern, so auch dereinst bei dem unseren gestanden

und war als selten liebenswürdiger Vorgesetzter und fröhlicher Kamerad im besten Andenken geblieben. Auch die Zahl seiner Orden hatte, was wir für unmöglich gehalten, sich noch vermehrt.

Ihm dankten wir manch frohes Fest und seinem gastfreien Regimente manch ausgelassenen Abend.

Von diesem erging damals auch die erste Einladung zu einer Jagd und darauf folgendem Liebesmahl.

Der erste Teil war programmgemäß verlaufen, mit voller Befriedigung und bestem Appetit konnten wir zum zweiten, dem Liebesmahl übergehen.

Der Name Liebesmahl hat für Uneingeweihte einen eigenen Klang. Manch junge Dame sah ich schon errötend die Augen niederschlagen, als davon die Rede war.

Was mögen sie sich wohl dabei gedacht haben?

Woher der Name gekommen — welches Regiment ihn zuerst für seine gemeinsamen Diners gebraucht hat.

Wer weiß es?

Ich meinestheils glaube fast, daß die Benennung von der Teilnahme der verheirateten Offiziere herstammt.

Denn nach solch einem Mahle müssen die armen Frauen Manches verzeihen und Vieles mit jenem „Mantel“ bedecken, den man im gewöhnlichen Leben ja auch dessentwegen „der Liebe“ zu nennen pflegt.

Auch nach jenem Mahle werden die verehrten Husaren-Damen wohl einige kleine Mäntelchen zum Zudecken gebraucht haben. — Ich will damit keineswegs behaupten, daß wir bei ihren Gatten und Herren so ungeheuer viel mehr hätten trinken müssen, als das sonst bei solchen Gelegenheiten der Fall zu sein pflegt.

Keineswegs! wenigstens bei Tisch nicht!

Aber später!! —

Doch ich will dem Feste nicht vorgreifen.

Die Mahlzeit verlief brav und bierehrlich, d. h. unsere Wirte nötigten uns in keiner Weise durch kleine Kniffe mehr zu trinken, als sie selber tranken.

Als die Fest-Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte, betraten phantastisch gekleidete Bursche den Banketsaal, stießen in mit Blumen umwundene Hörner, und Grabesstille folgte einem geblasenen Tusch.

Dann klang das alte Reiterlied:

Frisch auf, Kameraden, auf's Pferd, auf das Pferd… —

und brachte Leben und Bewegung in den Saal. Wer allein gehen konnte schwankte für sich — wer es nicht mehr konnte, hing sich in einen Arm, und dann schwankten ihrer Zwei einem Raume zu, welcher angefüllt war mit Instrumenten und Ausrüstungs-Gegenständen jeglicher Art; alle jedoch nur allein erfunden und erdacht zur „Katzenmusik".

Ein Jeder ergriff nun, was seinen Talenten und Neigungen, hatte er keine, was seinen Händen zunächst lag, und stolperte oder taumelte der Musik zu.

Diese hatte, hoch zu Roß, auf der Straße Aufstellung genommen. Hinter ihr standen alte, friedliche Pferdchen, welche nicht daran dachten, unwillig zu werden, wenn ihr Besteigen nicht gleich beim ersten Male gelang.

Man sah es den Thierchen garnicht an, wie groß ihre Tragkraft, bis zu drei großen Männern ließen sie geduldig auf ihre mageren Rücken. Versuchte ein Vierter auch noch ein Plätzchen auf dem Wiederriß zu erlangen, senkten sie blos das müde Haupt — langsam aber sicher glitt der neue Ankömmling am Halse hinab und befand sich gleich wieder auf festen Boden.

Nicht gleich gut ging es Jenen, welche sich in der Nähe des Schweifes ein Fleckchen ausgesucht, ein Schritt und: Ein, Zwei, Drei, ja manches Mal alle Vier lagen fest umschlungen im Staube. Der Letzte hatte es dann meist am schlechtesten, denn die Anderen fielen auf ihn drauf, und nur allenfalls dem Vordersten gelang es, am Schwanze der guten Meppe hängend, den nun beginnenden Umzug mitmachen zu können.

Was die dortige Gegend an Menschen, Hunden und sonstigen transportfähigen Wesen besaß, hatte sich inzwischen eingefunden.

Der Zug konnte also losgehen.

Mit verstimmten Instrumenten, möglichst falsch blasend, ritten die Trompeter voran.

Hinter ihnen ritten, schritten oder wurden geschleift — wir.

Vor, neben, hinter, zwischen, auf und unter uns — die Jugend der Gegend.

Alles andere folgte dann.

Und Alle und Jeder mühten sich mit sämmtlichen vorhandenen Kräften nur möglichst viele und unartikulirte Laute hervorzubringen.

Hierzu knallten, bliesen, schlugen und stimmten

wir mit aller Macht unserer Lungen und Muskeln in das Konzert ein.

Zuerst bewegte sich der Zug zum Herrn und Meister der Stadt und darauf zum Probst, beide erwarteten uns im festlich erleuchteten Hause und nahmen freundlich dankend die ihnen gebrachten Huldigungen an. Dann folgte der Umzug durch den Ort und endlich der Rückmarsch ins Kasino, in welchem wir nach harter Muskel- und Lungen-Arbeit halbtot vor Durst anlangten.

Manche Gattin sah ihren Mann am Morgen wieder.

Einigen wurde das traurige Loos zu Teil — sich bis zum kommenden Abend gedulden zu müssen. —

Doch, was waren solch kurze Trennungen für echte Reiters-Frauen?

Ich habe es stets nur vernommen, daß sie zur Vergrößerung der Liebe nicht unwesentlich beigetragen haben sollen. —

Nachdem wir dann auch bei den Kameraden der benachbarten Hauptstadt eine Schnitzeljagd geritten und darauf ein Diner im Kasino eingenommen, und sich weder bei ersterer, noch wunderbarer Weise, beim

letzten, Jemand beim Absteigen der steilen, eisernen Treppe das Genick gebrochen, trat die Frage an uns heran: Wie revanchiren wir uns?

Nach manchem Hin- und Her-Ueberlegen beschlossen wir gleichfalls eine Jagd mit darauf folgendem Liebesmahl zu geben.

Wie sah es aber mit unserer Jagd aus?

Von unseren Vorgängern hatten wir einen sehr bedeutenden Komplex übernommen, hatten ihn jedoch auf seinen Wildreichthum noch nicht geprüft.

Auf unser Befragen zuckten die Eingeborenen die Schultern, redeten von Wilddieben, schlechten Nachbarn u. s. w.

Um uns Klarheit in der Angelegenheit zu verschaffen, beschlossen wir, eine General-Jagd-Probe abzuhalten.

Zahlreiche Treiber waren zur Stelle. Einige Kessel wurden gemacht; weil aber im Ganzen nur drei Hasen, trotz aller angewandten Mühe aufzutreiben waren, gingen wir zur Holzjagd über.

Nachdem wir über Wind und Wechsel einig waren, wurde angestellt. Erst sollte leise, geht Wild zurück, laut — getrieben werden.

Beides war geschehen! — erwartungsvoll trafen wir auf dem verabredeten Platz zusammen.

Ein Schuß war zwar nicht gefallen, aber dafür war es ja General-Probe und vorher beschlossen worden, nur auf Fuchs und sonstiges Raubzeug zu schießen! —

— Keiner hatte etwas gesehen. —

Es ging weiter. Trieb auf Trieb folgte.

Endlich!

Nach einem Treiben, in welchem die Treiber einen Höllen-Lärm im Holze vollführt hatten, wurde wieder gefragt: Wer hat etwas gesehen? —

Ich, ein Schwein!

Ich auch, ein Schwein!

Macht zwei — zählt der Jagdvorstand.

Ich auch eins! — macht drei.

Und ich! und ich! — und so zählt der gute Mann weiter bis neunzehn!

Da aber brauste helles, frohes Lachen durch den alten Hardtwald.

Hatte doch Jeder dasselbe Stück gesehen.

War doch das arme — später „Brigitte“ ge-

taufte — Stück Schwarzwild an der ganzen Schützen-Kette entlang gewechselt. —

Jedoch, was half es?

Die Einladungen waren einmal ergangen und es mußte also Rat geschaffen werden.

Zuerst wurde beschlossen, beim Anstellen bunte Reihe zu machen, immer Einer von uns zwischen zwei Gästen.

Da wir die Feldjagd ganz ausfallen lassen wollten, so hofften wir öfter einen Schuß abgeben zu können, ohne daß unsere Gäste bemerkten „worauf“.

Für die hierdurch nötig gewordene Strecke sollte das Kasino sorgen.

Auf diese Weise wäre aber allergünstigsten Falles für unsere Gäste nur die gute „Brigitte“ übrig geblieben.

Denn es war schwer anzunehmen, daß einer von den drei Feldhasen sich für uns im Walde opfern würde.

Doch auch dafür wurde Rat geschaffen. —

Wir ermächtigten die Jagd-Vorstände, für hundert Thaler Schweine, natürlich zahme, welche aber möglichst wild auszusehen hatten, anzukaufen. Diese sollten am Jagdtage von den Treibern an die Leine ge-

nommen und gegen Ende der verschiedenen Triebe mit möglichstem Halloh gegen die Schützen-Kette getrieben werden.

Da Premierlieutenant N. ein zahmes Reh ausgekundschaftet und in liebenswürdiger Weise für die Jagd angekauft, so sahen wir wohlgemut dem Tage entgegen.

Nur ein Beschluß wurde noch gefaßt, und er stellte sich später als eminent wichtig heraus, denn ohne seine Ausführung wäre die Echtheit des „Schwarzen-Wildes" vielleicht doch noch angezweifelt worden.

Wir beschlossen: Gleich nach dem ersten Trieb zum Frühstück überzugehen. —

Der Tag der Jagd brach an!

Es war ein herrliches Jagd- und Winter-Wetter. Leise knarrte der Schnee unter unseren Tritten, die Sonne brach sich glitzernd in den Nadeln der weißen Tannen und Fichten, unsere besten Anekdoten und Schnurren gaben wir den Jagdfreunden zum Besten. —

Im ersten Treiben fielen einzelne Schüsse, leider aber hatte Keiner von unseren Gästen Wild zu sehen bekommen.

Wir aber hatten, obgleich neben ihnen stehend, viel gesehen!!

Die Strecke lieferte denn auch: zwei Böcke, sieben Hasen und einen Fuchs. — Letzterer ist am Jagdtage sechs Mal zur Strecke gebracht — immer hat Erlaucht den unverschämten Zügel „einen“ zu erlegen!! —

Da wir darauf vorschlugen, das Frühstück in Angriff zu nehmen, so hatte Niemand etwas dagegen einzuwenden, daß wir das „erbeutete“ Wild nach Hause sandten. Durften wir doch nicht dulden, daß es zu genau besehen wurde, ein unglücklicher Zufall, und Fuchs oder Böcke wurden auf einer der nächsten Strecken wiedererkannt. —

Unser Koch hatte seine Schuldigkeit gethan. Aeltester Portwein und schwerster Burgunder kreisten in mächtigen Pokalen als „leichte Weinchen“ und hatten gegen Ende des Frühstücks ihren Zweck erfüllt.

In denkbar animirtester Stimmung konnten wir daher zum zweiten Trieb übergehen.

Ein wahres Peloton-Feuer begann. Entsprach auch diesem die Strecke nicht ganz, denn das Verhältniß der verschossenen Patronen zum gelieferten Wilde war vielleicht wie 20 : 1, so waren doch starke

Hirsche, gröbste Sauen und flüchtige Böcke vorgekommen, wir hatten größtentheils auf sie geschossen und auch Schweiß am Anschuß gespürt. Es war zu schade, daß wir keine Schweißhunde mitgenommen hatten! Aber morgen!! da sollte gleich in aller Frühe nachgesucht werden.

Da es Keinem unserer Gäste gelingen wollte, wenigstens auch nur auf einen Rehbock zu Schuß zu kommen, so mußten diese sich schon mit dem „Schwarzen Wilde“ begnügen, welches eines nach dem anderen kläglich quitschend zu Falle gebracht wurde. — Nur eins von ihnen Allen sollte seinen heimatlichen Stall wiedersehen. Ließ es sich doch nicht von unserem Jagddirektor abbringen, und dieser hätte für keinen Preis der Erde sein edles Blei mit dem Blute des „petit cochon“ in Berührung gebracht. Die cochonnerie sagte ihm so schon wenig zu. —

Und als endlich auch das Rehchen, treuherzig um sich äugend, die Kette entlang schritt, ab und zu stehen bleibend und zu fragen schien: was soll ich hier? und als es schließlich trotzdem sein bis dahin so gehegtes und gepflegtes Leben unter der Kugel eines blut-

dürstigen Reiters hatte lassen müssen — da war die Jagd eben aus, denn die Treiber hatten nichts mehr zu versenden. —

Ehe alle Gäste im Speisesaal zum beginnenden Liebesmahl sich versammeln, will ich die geehrten Leser dort einführen:

Ein langer, schwerer Eichentisch ist mit vierzig Gedecken belegt, neben ihnen liegen silberne Bestecke, welche außer dem Regiments-Zug noch die Namen ihrer einstigen Spender tragen.

Manch alten, edlen Namen finden wir auf ihnen verzeichnet. Zuerst wollen wir jener gedenken, die einst Rheinlands blauen Rock getragen, heute aber sanft in fremder Erde ruhen.

Nie wird das Regiment sie je vergessen!

Denn mit dem Blute durften sie das Band besiegeln, welches unzerreißbar Rheinlands Reiter an ihre Hohenzollern knüpft.

Das erste Glas dem größten Aller Zollern! nach altem, guten Preußenbrauch!

Das zweite unseren tapferen Toten! —

Doch auch manch hoher Führer, der einst den lieben blauen Rock getragen, lebt heute noch; und

denkt wohl manchmal gern der Zeiten, in denen er noch jung und lustiger, rheinischer Reiter war. —

Auch an manchen lieben, treuen Freund erinnern uns die Bestecke!

Wir lesen Namen, deren Träger nicht mehr in der Rangliste zu finden sind. Jung und lebenslustig, besaßen die ehemaligen Reiter-Offiziere Alles, was unserem Stande zur Zierde gereichte.

Nur Eines konnten sie nicht lernen! es ist ja auch so schwer: das Rechnen!

Heute weilen sie in fernen Welten.

Und ihnen vor Allen wünsche ich reichstes Glück auf ihren oft wohl rauhen Pfaden.

Auch ihre Bilder schmücken, wie aller ehemaligen Kameraden, die Wände jenes Saales Sein Licht empfängt dieser von gar herrlichen und seltenen Leuchtern, welche einst die Zelte Napoleons im Lager von Chalons erhellt haben. Unsere flinken Pferde trugen ihre Herren schnell und unerwartet dort hinein, und Prinz B. entdeckte sie, sammt der ganzen Feld-Equipage des Kaisers.

Kron- und Armleuchter sind Kunstwerke von höchstem militär-geschichtlichen Werte, deren jedes Glied aus — auf französischen Schlachtfeldern erbeuteten — Waffentheilen besteht. Auf letzteren ist Name des Siegers, Schlacht, Jahreszahl und Datum eingravirt.

Andenken aus Krieg und Frieden, vom Main und Rhein, Gaben von Freunden und Angehörigen des Regiments schmückten die Tafel und das mächtige Büffet.

Und sie alle, vom massiv goldenen Aufsatz, bis zu den in Minuten hingezauberten Bildern der Teller Bellachinis, erinnerten uns an glücklich verbrachte Stunden. Und solche verlebten wir auch damals mit unseren Jagdgästen.

Unsere Feste hatten seit Alters her einen guten Ruf, und haben und werden ihn behalten.

Rheinlands Reiter sind stets als echte, deutsche Trinker bekannt gewesen, sie waren an die alten, schweren Sorten ihres heimatlichen Stromes gewöhnt, und werden auch das wohl bleiben, denn ihre Keller bergen noch ungezählt von jenes Stromes Ufer den goldigen, herrlichen Saft in Flaschen und Fässer.

Manch erprobter, Schwerer- und Leichter-Reitersmann hat sich mit dem stolzen Bewußtsein des Nie-Besiegten an unserer gastfreien Tafel niedergelassen!

Aufgestanden aber — ist er allein nimmer. —

Zehntes Kapitel.

Karlsbad.

Langsam aber sicher war uns in Altburg der einst so üppige Haarwuchs verloren gegangen. In Neuburg setzte sich dafür ein kleines Mineralien-Kabinet in unsere beiderseitigen Magen fest. — Es war das gewissermaßen ein Ersatz, ob ein angenehmer, wage ich nicht zu behaupten. Doch, irgend wo mußte ja der Weinstein bleiben, und für das genügende Quantum hatten wir hinreichend gesorgt.

Was sollte uns Klagen nützen?

Hatten wir das Gute genossen, warum sollten wir nicht auch dessen Folgen tragen?

Allgemach fingen sie aber an, uns beim Reiten hinderlich zu werden.

Da galt's denn kein Zaudern, wir packten ein und fuhren gen Böhmen

Zu Karlsbad, im Böhmerland, sollt Herz und Leib gesunden.

Und warum das Herz? —

Weil unsere Freundinnen vom hohen Valogne hinuntergestiegen und dorthin mit dem leidenden Vater gefahren waren. —

Elbflorenz war bald erreicht und in ihm hielten wir kurze Zeit Rast.

Wie schön ist das alte Dresden!

Vielleicht war es damals noch um einige Jahrzehnte zurück, doch was schadete das seiner herrlichen Lage.

Bei Torniamenti auf der Terrasse lauschten wir den von allen Seiten dort hindringenden Klängen der ringsum conzertirenden Musikcorps, schauten dem sich auf breitem Wasserspiegel immer verändernden Bilde zu, und betrachteten die auf- und abwogende Menge.

Armer Kamerad, der Du 1866 nach stolzem Einzug in Sachsens Hauptstadt die vielen, vielen Stufen in Deinem roten Attila hast hinunterrollen müssen! Ja,

ja, der Wein schmeckt gut! auf einem solch herrlichen Fleckchen Erde! —

Uns bereitete die steile Treppe glücklicher Weise keinen unfreiwillig schnellen Abstieg, und in Ruhe wanderten wir Arm in Arm auf den Altmarkt, wo sich stolz, im ehemals weißen Gewande, aus der Mitte der Gemüse- und Blumen-Weiber die Germania abhob; am Rathaus belehrte uns ein Zettel, daß wir heute keine oder doch nur geringe Niederschläge hätten, und hoch oben am Kreuzthurm kündeten rote Scheiben dem gläubigen Landvolk Dasselbe — oder etwas Anderes! —

Endlich gelangten wir ins Panorama.

Sächsische Offiziere stürmten dort vor den Augen ihrer Fürsten, nur von einigen wenigen Gemeinen — wahrscheinlich ihren Burschen! — gefolgt, ein brennendes Dorf!

Und wiederum waren es Offiziere von Sachsens Garde, welche uns — kerzengrade vor ihren Dienstplätzen stehend, den Helm fest aufs Haupt gedrückt — deuteten, daß ein Mitglied des alten, ruhmvollen Hauses Wettin sich im Theater befände!

Göttliche Therese Malten! prächtiger Bulß! wie dankbar müssen Euch Beiden die Dresdner sein! —

Nachdem wir am kommenden Morgen einer Messe in der katholischen Hofkirche beigewohnt, und dort das: mea culpa — mea culpa -- mea maxima culpa! uns so bekannt und alte Erinnerungen weckend, erklungen war; saßen wir, reumütig Besserung gelobend, bald vor Raphaels Madonna!

Ein Wagen führte uns Zerknirschten zur Albertstadt.

Der Erste, welcher uns auf prächtigem Braunen entgegen kam, war der einstige Gouverneur von Versailles. Er, der allmächtige Minister, der Gründer jenes ganzen Stadttheils, konnte mit hoher Befriedigung auf eine bald fünfzigjährige Dienstzeit zurückblicken.

Und was hatte sein Land diesem verdienten General nicht Alles zu danken! nachdem er ihm den Frieden verschafft, reorganisirte er die Armee.

Dann kam, von flüchtigen Vollblutpferden gezogen, der Wagen von Sachsens König.

Feldmarschall König Albert, das Großkreuz des eisernen Kreuzes auf der Brust, war einst im blutigem Ringen unser immer siegreicher Führer gewesen. Wie hatten wir Alle vertrauensvoll in jener Zeit zu ihm

hinaufgeschaut! Er, der ruhmreichste und größte Aller Wettiner, hat seinen Namen mit ehernem Stifte in die unauslöschliche Tafel der Weltgeschichte gegraben.

Wenn dereinst, in tausenden von Jahren, die Karte Europas sich wiederum verschoben haben wird; mit Kaiser Wilhelm und seinen beiden großen Paladinen „Moltke und Bismarck", mit unserm „Fritz", mit unserm, nun auch im Walhall mit dem „alten Fritzen", dem Großen Kurfürsten, Seidlitz, Blücher und Ziethen zusammen pokalirenden „roten Prinzen", wird König Albert für ewig der Vergessenheit entrissen sein!

Leider war es uns nicht vergönnt, Sachsens erhabene Königin zu schauen, aus Ihrer Hand hatte dereinst Graf Adolf im Chantilly den Siegespreis nach heißem Ritte erhalten.

Dann kehrten wir zur Altstadt zurück, und da bis zum Diner noch Zeit, warfen wir einen Blick ins „Grüne Gewölbe". Wieviel Schätze sind dort zusammengehäuft! — Wir standen vor dem Ringe, welchen einst ein sächsischer Fürst nach der Schlacht bei Mühlberg einem Ritter jener Familie verehrte, welche heute noch den Raben im Wappen führt; ein direkter Nachkomme desselben hielt stets sein gastlich Haus uns offen,

und manch vergnügte Stunde haben wir bei ihm und seiner schönen Frau und deren Schwestern in Neuburg zugebracht.

Als wir noch davon sprachen und überlegten, ob nicht der Draht den Gruß von uns, aus ihres Hauses Stammland, übermitteln sollte, trat unerwartet uns und ihnen, das gräfliche Schwesternpaar ins Zimmer.

Wieviel schöner sind doch unerwartete Freuden, als die, auf welche wir vorbereitet sind!

Die Damen hatten des Vaters wegen in Dresden längere Rast gemacht, und so waren wir, ohne es geahnt zu haben, schon einen Tag in denselben Mauern mit ihnen gewesen.

Nachdem wir Verzeihung erfleht und erhalten für alle durch unsere Faulheit und Saumseligkeit nicht abgesandten Briefe, nachdem wir auch den General im Bellevue-Hôtel unsere Aufwartung gemacht, und nachdem wir beim gemeinsam eingenommenen Mahle unsern früheren Ton im Umgang mit den Gräfinnen wiedergefunden, verabredeten wir die Abfahrt nach Karlsbad für den kommenden Morgen.

Vieles hatten wir eigentlich gut zu machen! wir kamen uns doch recht schuldig den Freundinnen gegen-

über vor; und um zu zeigen, daß wir wenigstens noch die Alten in Bezug auf Verehrung ihnen gegenüber seien, füllten wir unser Koupee mit Veilchen an.

Sie waren dankbar! doch wir nicht mehr die lustigen Reisegefährten von ehemals.

Trotz der wunderbaren Gegend, durch die uns das Dampfroß führte, kam eigentlich keine richtige Stimmung in die Unterhaltung.

Nachdem die Zoll-Plackereien in Bodenbach beendigt, schritten wir auf dem düsteren Perron auf und ab. Da trat, weiße Lilien in den Händen, ein Mädchen an uns heran, dieselben zum Kauf anbietend.

Wie haßte ich weiße Lilien!

Warum? ich wußte es selber nicht!

Doch sie sind mir stets verhaßt gewesen! Haben mich immer ans Grab erinnert!

Zornig entriß ich dem Kinde den Korb und schüttete seinen Inhalt auf die Schienen. Verwundert ob meines Beginnens, blickte Gräfin Camira mich an; eine jener Blumen war am Korbe hängen geblieben, sie griff nach ihr, und befestigte sie am Busen.

Was hätte ich gegeben, wenn ich jene davon entfernen durfte! Immer wieder mußte ich sie anschauen!

Endlich langten wir am Bestimmungsorte an.

Sehr einladend war sein Bahnhof und die westliche Hälfte der Stadt nicht; doch besser wurde es auf der „alten Wiese“, wo wir im „steinernen Hause“ Alle Unterkunft fanden.

Pünktlich um sieben Uhr trafen wir am folgenden Morgen am Mühlbrunnen zusammen.

Wassertrinken! und noch dazu „warmes“ gehört ja nicht zu den Annehmlichkeiten dieser Erde!

Aber alle 20 Minuten einen Becher in der „dortigen Gesellschaft“ — in der langsam vorrückenden Doppelkette — bei scheußlich riechender Tepl und bei halb besetztem Labitzky'schen Brunnenorchester schlürfen zu müssen — das ist schauderhaft! —

Doch das war nun einmal nicht anders und es mußte überstanden werden.

Dafür entschädigte uns die herrliche Umgebung des Bades für manche Entbehrung.

Selbst heute noch erscheinen mir manchmal jene dort verbrachten 28 Tage wie ein Traum.

Hoch oben auf der Franz Josef's Höhe lagen wir fast alltäglich im weichen Moose, weit hinaus schweiften

die Blicke ins schöne Böhmerland, freier schlugen die Herzen und zuversichtlicher sahen wir den kommenden Zeiten entgegen.

Und freudiger denn je verbrachte ich meine Stunden zu Füßen jener Frau, die ich schon geliebt, als ich fast noch ein Knabe war. Und immer unbegreiflicher wurden mir die Zeiten, die ich, fern von ihr, im Strudel verbracht.

Durfte ich jener Heiligen, denn als solche erschien sie mir täglich mehr, mein sündhaftes Leben weihn?

Durfte ich es wagen, ihr, der Holden, Reinen meine täglich wachsende Liebe zu gestehen?

Schien es mir doch, als ob sie nur noch auf Erden wandelte, um uns übrigen Sterblichen zu zeigen: wie unendlich viel uns noch zum Heile fehlte! —

Oder wir saßen dort wo die Tepl zwischen „Freundschaft“ und „Kaiser-Pavillon“ den Bogen macht im duftigen Grase, sahen dem Lauf des Wassers, dem Spiel der Forellen zu und plauderten.

Doch nie wagte ich davon zu reden, wovon mein ganzes Herz erfüllt war: von meiner Liebe zur Gräfin Camira.

Und warum das?

Grade in Karlsbad hörte ich oft und viel vom Gelde reden. Schon am Morgen beim Brunnen begann die Unterhaltung rings umher damit, daß sich die Leute erzählten: der Gulden ist gestiegen, die Türken sind gefallen. Beim schlichten Mahle oder im Konzert überall erzählten sich die Nachbarn, von theueren Preisen, von hohen Miethen, kurzum — vom Gelde.

Was Wunder, daß auch ich manchmal an meinen einstigen Eichwald, an meine spärlich fließenden Revenüen dachte, und dann davor zurückschreckte, jenes kleine, zarte Wesen aufzufordern, Arbeit und Entbehrung mit mir zu theilen; denn daß ich Soldat bleiben und mein Weib auffordern sollte, mit mir die Freuden Neuburgs zu theilen, das erschien mir unmöglich!

Und dann tauchte auch immer wieder in meinen Gedanken die Fragen auf: Würde sich Gräfin Camira überhaupt dazu entschließen können, eine neue Verbindung einzugehen?

War alle ihre mir erwiesene Güte mehr als Freundschaft? Mehr als die Erinnerung gemeinsam verlebter schwerer Zeit?

Und ich glaube, Graf Adolf dachte damals in betreff der pekuniären Frage ähnlich wie ich.

Wir kannten Beide zu wenig die Vermögenslage des Grafen Valogne, und wäre sie auch einigermaßen günstig gewesen, schwerlich hätte sie des Freundes Ansprüchen ans Leben genügen können.

Ja, ja, das Geld! das elende Geld! Wieviel Unheil hat es auf Erden schon angerichtet!

Alles jagt, Alles hastet dem die Welt beherrschenden Götzen, dem schnöden Mammon zu.

Lug, Trug, Meineid und Mord wird seinetwegen tagtäglich begangen; und wer dann endlich genug davon eingeheimst: Ist der glücklich? — Glücklicher als zuvor?

Mitgenommen aus dieser Welt hat noch Niemand etwas! nackt und bloß, wie wir gekommen, also müssen wir auch die Erde wieder verlassen; Reich und Arm deckt nur das Sterbehemde! —

Mochte also die Sache ihren Gang gehen!

Ich wenigstens wollte damals in Karlsbad nicht der Störenfried sein, und behielt daher Alles, was ich auf dem Herzen hatte, still für mich, und genoß, genoß die ganze Seligkeit des Zusammenseins mit

der Freundin; vielleicht, mit der unbestimmten Hoffnung, daß irgend ein unvermutetes Ereigniß eintreten könne, welches mich meinem heißersehnten Ziele näher bringen würde.

Ja, die Hoffnung!

Wohl dem Menschen, der noch hoffen kann! —

Also verlief die größere Hälfte der Zeit.

Tagtäglich wurde die Hitze im abgeschlossenen Thale größer und unsere Ausflüge infolge dessen kleiner.

Hatten wir Morgens den „Schwindel" und Nachmittags den „Vieruhr-Weg" zurückgelegt, so fühlten wir, daß wir beinahe mehr geleistet, als in unseren Kräften stand.

Das Wasser hatte uns ausnahmslos ordentlich mitgenommen, unser schöner Weinstein, zu dessen Ansatz wir soviel Jahre gebraucht: wo war er geblieben?

Nur eine unbeschreibliche Leere fühlte ich an seiner Statt.

Auch Freund Adolf wollte mir garnicht gefallen! Ob ihm Karlsbad nicht bekam? oder ob die ungewohnte Lebensweise es hervorgebracht? ich wußte es nicht! — Aber ein trockener Husten und öfteres

Auswerfen von Blut machte mich um ihn recht besorgt.

Und als ich eines Nachts, durch sein Stöhnen geweckt, an sein Bett geeilt war, da fand ich, daß er einen Blutsturz gehabt.

Ich sandte zum Arzt, und da er nicht gleich erschien, eilte ich zum „Elefanten" und ließ mir vom Vater Meißner eine Flasche Ungarwein reichen. Die leerte der Graf zur Hälfte, fühlte sich gestärkt, und wir legten uns wieder nieder. Kaum eingeschlafen, klopfte der Doktor mich heraus, ich öffnete und trat mit ihm an des Freundes Bett.

Nachdem er diesen behorcht, beklopft, befühlt, und sonst was Alles gemacht, da sprach der weise Mann die großen Worte, langsam jede Silbe betonend: der Blutsturz rührt nicht vom Karlsbader Wasser her!

Kaum war eine Pause nach jener großartigen Prognose verstrichen, kaum hatten wir gemerkt, daß mit ihr die Gelehrsamkeit des Mediziners zu Ende, als wir in ein lautes Gelächter ausbrachen, welches den Mann veranlaßte, nach seinem Hut zu greifen und schleunigst zu verschwinden.

Was konnte uns ein Mann frommen, der wohl

erkannte, wovon ein Leiden „nicht“ herrühre, der aber weder Mittel noch Wege wußte, wie ihm abzuhelfen?

Tags drauf setzte Adolf mit dem Brunnen aus, und wir fanden ihn vor jener Tafel am Kieswege, auf welcher einst Wallner begeistert die Wirkung der dortigen Quellen preist. Wir lasen und wünschten, daß auch wir also dereinst vom Karlsbader Aufenthalt singen möchten.

Jedenfalls waren die Verse immer noch die besten von all dem vielen Geschreibsel, welches dort aller Orten angebracht ist. Ich will den Inhalt hier wörtlich wiedergeben, damit, wer ebenso verzweifelt, wie einst Herr Wallner, nicht allen Mut verlieren, sondern noch einen letzten Versuch im schönen Böhmerland mit seinem „Ich“ anstellen möge.

„An Raimunds Grab in Güttenstein
Dacht ich an ihn, den Freund,
Ich war mit meinem Schmerz allein,
Und habe still geweint. —
Da plötzlich zog mir durch den Sinn
Sein Lied — so ernst und weh, —
Ich lege meinen Hobel hin
Und sag der Welt Ade! —
Es setzte sich im Herzen fest
Und mahnt mich täglich neu;
Wenn alles Andre mich verläßt
Das Lied bleibt mir getreu.

Ob ich auch flieh in alle Welt
Es folgt mir Schritt vor Schritt
Durch Land und Meer, durch Busch und Feld
Die Melodie zieht mit.
Der Körperleiden letzte Spur
Verschwand in Kurzem hier,
Ich zieh dahin und nehme nur
Das alte Lied mit mir.
Wie Gott es will nach seinem Sinn
Ruft er einst von der Höh'
Da leg ich meinen Hobel hin
Und sag der Welt Ade.
Ich zog hinaus mit müdem Sinn
Und Schwermuth in der Brust,
Mich reizte nicht des Waldes Grün
Nicht Sang, noch Frühlingslust. —
Wo einst das Herz mir schneller schlug
Da stand ich ernst und kalt,
Die Welt schien mir ein Leichentuch
Und ich so alt — so alt! —
Bald sucht ich nah, bald sucht ich fern
Der Hoffnung Sonnenblick,
Da führte mich mein guter Stern
Hierher zu meinem Glück. —
Zu Karlsbad im Böhmerland
Ward Herz und Leib gesund!
Hier war's, wo ich den Frieden fand
Drum jubelt froh mein Mund. —
Ich wandre fort und Dank erglüht
Grüßt noch mein Abschiedsblick.
Doch wie die Schwalbe heimwärts zieht
Kehr immer ich zurück!
Du edler Quell — so lang ich kann
Preis ich Dich aller Welt. —
Du hast dem müden Wandersmann
Den dunkeln Pfad erhellt! —

Manch Kranker mag aus diesen und ähnlichen Versen wohl schon neuen Mut und neues Vertrauen zu Karlsbad gefaßt haben!

Ich hatte dem Grafen versprochen, kein Wort von seinem Kranksein den Damen gegenüber laut werden zu lassen, und so verliefen denn die nächsten Tage in alter Weise. Wir schmiedeten Pläne zu einer gemeinsamen Nachkur, schlugen eine Fahrt nach Prag, Ofen, Pest und dann nach Wien vor, welch Letzteres die Damen noch nicht kannten. — Graf Valogne war mit allem einverstanden, und so erschien uns das Enden des Karlsbader Aufenthaltes durchaus nicht unangenehm.

Wir reisten nach Prag, blieben einen Tag dort und fuhren dann nach Pest. Das Pester Rennen sollte am Tage nach unserem Eintreffen stattfinden, und so entschlossen wir uns, einen Tag länger dort zu verweilen.

Ein Wagen führte uns nach der Rennbahn. Glühend heiß sandte die Sonne ihre Strahlen auf den von Menschen überfüllten Sattelplatz.

Da die alten Herrschaften es vorzogen im Wagen zu bleiben, so bot Graf Adolf der Gräfin la Roche

den Arm, während Gräfin Camira sich meiner Führung anvertraute. Mit Mühe durchbrachen wir die Menschenkette und wandten uns dem Wassergraben zu. Zwei Fähnlein in den ungarischen Landesfarben wiesen seine Lage, ungehindert erreichten wir ihn, und waren außerordentlich zufrieden, dort keine Menschen, aber einen leisen Luftzug anzutreffen.

Während des Flachrennens betrachteten wir den Graben genauer, es war ein selten schwieriges Hinderniß, und wir waren Alle der Ansicht, daß wohl Keiner den Versuch unter gewöhnlichen Verhältnissen machen würde, ihn zu nehmen. Eiserne Nerven für Reiter und Pferd gehörten dazu, ohne mit der Wimper zu zucken, dagegen anzustürmen. Graf Adolf vertrat die Meinung, daß während des Rennens Reiter und Pferd so vollständig durch Passion und Ehrgeiz in Anspruch genommen seien, daß sie weder an eine mögliche Gefahr, noch an ein Unglück dächten. Gräfin de la Roche pflichtete diesem bei. Ich konnte es nur bedingungsweise thun, denn meine Ansicht ging dahin, daß nur Hindernißpferde erster Klasse, wenn sie von vorzüglichen Reitern gesteuert würden, imstande wären, derartige Hindernisse, ohne Gefahr für Mann und Roß,

zu überwinden. Da es aber bekannt, daß auf den meisten Bahnen diese Klasse Pferde nur überaus selten starteten, so mußte ich es immerhin für eine große Rücksichtslosigkeit gegen die Besitzer derselben erklären, bei so niedrigen Gewinnpreisen ein derartig kolossales Hinderniß zu bauen. Wenig war zu gewinnen, während der Einsatz doch ein sehr bedeutender bei den jetzigen Pferdepreisen und den ganzen Kosten des Turfs war.

Gräfin Camira fand es schrecklich, daß sie zusehen sollte wie sich Jemand vor ihren Augen den Hals brechen werde, und wenn sie nicht gefürchtet uns eine Freude zu verderben, sie wäre sicherlich weit von jenem unglückseligen Graben fortgegangen.

Und in ihm standen Wasser-Lilien, wachsbleich schienen die mir so verhaßten Pflanzen!

Doch unser Gespräch wurde durch die Glocke des Starters unterbrochen, die Fahne senkte sich, und im engen Auflauf stürmte ein Feld von sieben Reitern die Bahn entlang.

Wir hatten, um besser sehen zu können, die Damen freigegeben und uns vor den Graben gestellt.

Allmälig lockerte sich das Feld; zwei Pferde lösten

sich — weiten Vorsprung gewinnend — von den übrigen ab. Ein Reiter in gelb-roten Farben ging im ruhigen, langen Sprunge gegen den Graben; in vollster Harmonie lag er mit seinem Pferde, die Augen fest auf den Absprung, ein kaum merklicher Anzug und — hinüber waren sie. Sie hatten das Rennen wohl sicher in der Tasche, denn das nächste Paar schon lag nicht mehr so ruhig, sei es, daß der weite Vorsprung des Gelb-roten den Zweiten aufgeregt, sei es, daß er mit dem Graben schon einmal schlechte Erfahrungen gemacht — kurzum, er wollte schneller reiten, als sein Pferd laufen konnte; doch nach alter, kavalleristischer Erfahrung straft sich das stets, und am meisten, beim Hindernißrennen. Und so war es auch hier! — Der mit hoher Peitsche, aus Leibeskräften die Zügel aufpurrende Reiter hatte sein Pferd so weit gebracht, daß es wie wild gegen den Graben stürmte, und irgendwo anstoßend, sich in der Luft überschlug, und mit samt seinem Reiter im nassen Elemente verschwand. Da Mann und Pferd sich noch regten und sich den Umständen nach also ganz wohl befanden, wandten wir unsere ganze Aufmerksamkeit den Neuankommenden zu, dabei als selbstverständlich voraus-

setzend, daß sich der Inhaber des Grabens die wenigen Sekunden, in welchen die letzten Reiter das Hinderniß genommen haben würden, ruhig verhalten würde.

Mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgten wir jede Bewegung der drei gegen den Graben Gehenden. Doch, wie soll ich mit wenig Worten den Hergang schildern, welcher sich jetzt unseren Blicken darbot?

Von den drei Pferden jagte eines weiter, die beiden anderen wälzten sich mit ihren Reitern am jenseitigen Grabenrande, und, in ihrer Mitte sahen unsere entsetzten Augen das Kleid der Gräfin Camira. Das Herz stand mir still! Mit übermenschlicher Anstrengung riß ich mich aus der Erstarrung! stürzte gegen den Haufen und nahm mit Hilfe des Freundes einen Reiter vom Leibe der Gräfin fort, ihn achtlos beiseite werfend, darauf hoben wir das sie bedeckende Pferd und zogen langsam die Gräfin hervor, trugen sie einige Schritte beiseite und betteten sie ins dürre, trockene Gras, ihr Haupt in der Schwester Schoß legend.

Wie gefaßt war Gräfin de la Roche in diesem Moment! ohne sich mit unnützen Klagen und Worten abzugeben, ordnete sie still und ruhig das Notwendige an, bat um Herbeischaffung eines Wagens und

Arztes, und wandte sich wieder der in tiefster Ohnmacht, bleich und leblos daliegenden Schwester zu.

Indessen hatte sich der Knäuel gelöst, ein Gaul war wieder auf den Beinen, und Graf Adolf in wenigen Sekunden auf seinem Rücken, dem Sattelplatze zujagend.

Hinkend und trübselig kam der erste Reiter herbei und überschüttete sich mit Selbstanklagen. Er hatte, wie er uns mittheilte, das Passiren der hinter ihm Kommenden nicht abgewartet, sondern versucht, sich aus dem nassen Element hervor und den Grabenrand in die Höh zu arbeiten. Als ihm das nicht sofort gelungen, war Gräfin Camira in ihrer unendlichen Gutmütigkeit dem nach ihrer Ansicht schwer Verunglückten zu Hilfe geeilt und hatte, sich niederbeugend, ihm die Hand reichen wollen, ohne an die heranjagenden Reiter und ihrer dadurch entstehenden Gefahr zu denken, und auch ohne daß ihr Beginnen nur von Einem von uns bemerkt worden wäre!

Alles das war in eine so kurze Spanne Zeit zusammengefallen, daß sie kaum nach Sekunden zu rechnen war.

Im Moment darauf waren die Reiter am Graben,

hatten, wie sie uns nachher erzählten, sich alle erdenkliche, aber naturgemäß, vergebliche Mühe gegeben, um an der Dame vorbeizuspringen.

Nur Einem war es gelungen! Zweie wälzten sich wie gesagt, mit ihren Thieren am jenseitigen Rande!

Ob und wo die Gräfin verletzt, konnten wir nicht erkennen, denn wenngleich ihre Toilette etwas gelitten, nirgends waren äußere Spuren einer Verwundung ersichtlich.

Immer noch lag die herrliche Frau regungslos.

Die Minuten wurden zur Ewigkeit.

Wie hilflos ist doch der Mensch dem Tode, der Krankheit gegenüber!

Gern hätte ich mein Herzblut für die Frau dort auf der trockenen, ungarischen Steppe vergossen; doch Alles, was mir vergönnt, für sie zu thun, war ab und zu ein Tuch im nassen Graben anzufeuchten und es der Schwester zu reichen, welche es sorgsam um die weiße Stirn breitete. Endlich galoppirte der Graf heran und brachte uns die Nachricht, daß ein Arzt mit einer Bahre folge.

Behutsam betteten wir die Leblose darauf, und

trugen sie aus den sengenden Strahlen in einen Pavillon. Dort mußten wir sie dem Arzte und der Schwester überlassen. Das Rennen nahm seinen ungestörten Verlauf und mir wurde der schwere Auftrag, Graf und Gräfin Valogne mit dem Unglück bekannt zu machen. Beide saßen nichtsahnend im Wagen und eilten auf die Kunde, daß ihrem Kinde ein Unfall zugestoßen, zu ihm.

Für uns verging die Zeit, welche wir vor demselben warteten, endlos langsam. Doch wie Alles im Leben ein Ende, so hatte auch sie es. Der Arzt trat mit der traurigen Gewißheit zu uns, daß die Gräfin eine schwere, innere Verletzung davon getragen.

Ich fühlte mich so schuldig an dem Hergang, daß ich beinahe verzweifelt wäre, doch was konnte das frommen? zu Selbstanklagen und Vorwürfen blieb ja noch der lange Rest des Lebens! Damals galt es vor allem die Verwundete in die Stadt zu schaffen. Im tiefsten Schweigen, Schritt für Schritt, legte der traurige Zug den langen Weg zurück! Wieviel Seelenpein kann der Mensch doch ertragen!

Acht Tage folgten; acht furchtbare, endlose Tage, und jeder von diesen hatte wieder vierundzwanzig

ebenso endlose Stunden. Ersparen will ich es mir sie zu schildern!

Täglich verbrachten wir eine kurze Zeit am Lager der theueren Frau, welche am zweiten Tage aus ihrer tiefen Ohnmacht erwacht war. Unendlich rührend war ihre Sanftmut, ihre ohne Klagen still und geduldig bleibende Ergebung im Ertragen der Schmerzen. Für uns hatte sie dabei stets noch einen warmen Händedruck, ein liebes Wort bereit. Jedoch, uns war es zu deutlich auf den wachsbleichen, vergeistigten, edlen Zügen zu lesen, daß hier jede Hoffnung vergebens war.

Oft bat mich die Gräfin, an ihr Bett zu kommen und dort noch einmal den Tod des Gatten ausführlich zu schildern. Leise gehauchte Fragen schaltete sie dann ein, und mit blutendem Herzen suchte ich sie ihr so ausführlich wie möglich zu beantworten.

Doch genug davon!

Am achten Tage hatte der Allmächtige Gott Graf und Gräfin Camira wieder vereint.

Mit dem Namen des Gatten auf den Lippen war die Edle sanft und friedlich entschlummert.

Graf Adolf und ich hatten die Totenwache übernommen.

Wunderbare Welt!

Auch auf jene Nacht folgte ein Morgen! —

Tod und Verderben trifft Generationen, verschüttet Länder, vernichtet Völker! nie wieder glauben wir uns von dem furchtbaren Schlage erholen zu können! —

Doch die Sonne?

Sie scheint so ruhig fort, als wenn nichts gewesen!

Und der Fluß?

Er verfolgt stetig dasselbe Bett, das er schon seit Jahrtausenden verfolgt hat!

Und die Menschen?

Sie trauern einige Tage! Angehörige, vielleicht einige Jahre! Doch das Leben und Treiben der großen Menge hastet und dränget unentwegt weiter.

Selbst die größten Männer sind dahin gegangen, von wo noch Keiner wiedergekommen!

Und der Morgen ist dennoch, auch nicht einmal um eine einzige Sekunde zu spät erschienen! —

Drei Tage darauf knieten wir an einem frisch geschaufelten Grabe im Parke des Schlosses Valogne!

Elftes Kapitel.

Schluß.

Des Dienstes ewig gleiche Uhr verhindert den Soldaten in Tiefsinn und ewiges Dahinbrüten zu verfallen. Wir waren wieder in unserer Garnison und hatten uns, ich um zu vergessen, in die rastloseste Arbeit gestürzt. Blieb uns Zeit, so saßen wir im Sattel und durchstrichen die Umgebung. Der Graf hatte mehrere seiner Rennpferde noch für den Herbst gemeldet und rechnete vor allen auf das große Jagd-Rennen in Baden-Baden.

Oefters erhielten wir Briefe von Gräfin la Roche, in welchen sie uns das nun so einsame Leben auf dem Valogne schilderte und die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen aussprach.

Eines Morgens trat Adolf in mein Zimmer und theilte mir mit, daß er am Abend vorher eine Wette abgeschlossen, nach welcher er am heutigen Tage 160 Kilometer in 17 Stunden zurücklegen sollte.

Er war fertig angekleidet und erwartete nur Mazeppa, um den Ritt anzutreten. Auf seine Aufforderung, ihn einen Theil der Strecke zu begleiten, war ich natürlich sofort bereit, kleidete mich gleichfalls an und bestellte ein Pferd.

Recht war mir das Unternehmen nicht, denn der Graf hatte in letzter Zeit wieder seinen fortwährend zunehmenden, immer bedenklicher klingenden Husten, schonte sich in keiner Weise und wollte auch von einem längeren Aufenthalt im Süden nichts wissen; doch kannte ich ihn zu genau, um überzeugt zu sein, daß ein Abraten vollständig nutzlos gewesen wäre, also beeilte ich mich, in den Sattel zu kommen.

Punkt 5 Uhr ritten wir in Gegenwart eines Zeugen ab, um 10 Uhr sollte derselbe uns wieder erwarten.

Daß Graf Adolf die Wette gewinnen würde, stand für mich außer allem Zweifel, denn Mazeppa hatte in der langen Zeit, in der ich das Thier kannte, noch

niemals versagt. Ich wünschte ihnen nur einen nicht zu heißen Tag, damit sie nicht all zu sehr unter der Hitze litten. Unterwegs verabredeten wir, daß ich bis Arolsen, ungefähr 40 Kilometer, mitreiten und dann dort gegen fünf Uhr Abend sie erwarten sollte. Wir hatten in der Stunde 10 Kilometer zurückzulegen und wollten die Morgenzeit nicht ungenützt vorübergehen lassen, sondern lieber in ihr etwas zulegen.

Um fünf Uhr traf der Graf sichtlich von der Hitze mitgenommen, wieder ein und begab sich in die kühle Wirtsstube, wo kalter Kaffee und einige Erfrischungen bereit standen, während ich mich mit Mazeppas Wohl beschäftigte. Dem treuen Hengst ließ ich alle erdenkliche Pflege zuteil werden, wusch, fütterte und tränkte ihn, sodaß wir gegen sechs zum letzten Ritt aufbrechen konnten. Dieser wurde denn auch ohne Unterbrechung zurückgelegt und wir langten 15 Minuten vor der festgesetzten Zeit vor dem heimatlichen Stalle an. Der Graf wurde von den anwesenden Kameraden stürmisch bewillkommt, und manche Hand fuhr liebkosend über seines braven Hengstes Hals und Rücken, welcher Allen bekannt, und um den sein Besitzer von Allen beneidet wurde. Niemals wieder habe ich ein so für

alle und jede Verhältnisse brauchbares und dabei so edles und schönes Pferd gesehen. Viele tausend Thaler waren dem Grafen schon geboten, doch unter keiner Bedingung hätte er des Geldes wegen sich von seinem vierbeinigen Freunde getrennt. Sorgsam leitete der Reitknecht ihn in den Stall, während wir uns zu der von den Kameraden bereit gehaltenen Bowle begaben. Kaum hatte Graf Adolf sie gekostet, befahl er, Ananas und Sekt herbeizuschaffen. Zwei und zwei theilten sich in eine Frucht und nachdem selbige ausgehöhlt, wurde der schäumende Wein hineingegossen und mit ihm auf des Grafen und seines Mazeppas Wohl angestoßen. Wie leuchteten die Augen, wie sprudelte Witz und Laune aus dem Freunde nur so hervor; er war wieder ganz der alte frohe, unverwüstliche, schneidige Reiter-Offizier, welcher sein Glück nur im frischen, fröhlichen Wagen fand.

Früh Morgens wandelten wir heim. Die Hähne krähten — die Kuh- und Schweine-Hirten ließen ihre unmelodischen Lockrufe erschallen — der Nachtwächter erwachte aus seiner Traumecke, schüttelte sich und wandte sich zum Weiterschlaf der Wohnung zu — mißvergnügt und fröstelnd schwankte ein Bäckermädchen

an uns vorüber — einzelne müde Reiter schlichen langsam im leichten Früh-Putz-Kostüm zu ihren Ställen.

Wir kamen an des Freundes Wohnung und ich wollte, ihm „gute Ruhe“ wünschend, weiter gehen, als er vorschlug, noch einen Blick in seinen Stall zu werfen. Mazeppa lag lang ausgestreckt in seiner Box; doch, was uns auffiel, das Futter schien unberührt. Der Graf trat näher, befühlte des Hengstes Ohr, rasch darauf den Hals, und ich vernahm ein lautes, mir an die Nerven gehendes Lachen — trat hinzu — fühlte. Das treue Thier war kalt — steif — tod! —

Ein Schlaganfall mußte schon vor Stunden Mazeppa ein schnelles, schmerzloses Ende bereitet haben.

An Schlaf wollte nun Keiner von uns denken, ich setzte mich in des Freundes Zimmer und suchte ihn ob seines Verlustes zu trösten. Da hörte ich zum zweiten Male jenes mir so unheimliche Lachen und befragte den Grafen nach dessen Grund. Auf dem Schreibtisch sitzend, mit der Peitsche die Stiefel klopfend, starrte er eine Weile vor sich hin, lachte zum dritten Male und rief: „Was liegt daran, das Jahr überleb ich doch nicht!“ —

Der Sinn der Worte war mir unverständlich — was sollte das heißen? —

Auf mein Befragen, erinnerte mich der Graf an jene alte Wahrsagerin in Wiesbaden; hatte sie ihm doch nur dreißig Jahre prophezeiht.

Nun war aber die Reihe des Lachens an mir. Ich redete dem Freunde zu, sich sofort ins Bett zu legen und recht lange zu schlafen. Morgen wollte ich mich nach ihm und seinem Kopfe erkundigen. Darauf wankte auch ich, müde und durstig, meiner Wohnung zu. Rasch war die Uniform herunter und zu Boden geworfen, alles Uebrige folgte, die Uhr muß ich wohl mehrere Male zu oft aufgezogen haben, wenigstens stand sie am nächsten Morgen bombenfest. Dann habe ich mehrere Male Wasser vom Nachttisch geholt und bin mit nicht ganz klarem Kopfe am Vormittag aufgewacht und zum Frühstück gegangen, wo ich Freund Adolf heiter und guter Dinge in der Kameraden Kreise vorfand.

Nie wieder ist ein Wort zwischen uns über jene Wahrsagerin gewechselt; trotzdem kam es mir manchmal vor, als wenn dem Grafen die Sache noch immer im Kopfe herumging. Toller denn je waren seine Einfälle,

waghalsiger wurden täglich seine Ritte und Sprünge. Wo jeder Andere sich Genick und alle Knochen gebrochen, kam er unversehrt hinüber. Ein Rennen nach dem anderen heimste sein Stall ein, und immer war es sein toller Wagemut der sie gewinnen machte. Was Niemand für möglich hielt, er versuchte und überwand es; und es schien ihm eine innere Beruhigung zu bereiten, sich also gefeit zu sehen.

Das Manöver ging zu Ende und wir nahmen Urlaub nach Baden. Der Graf freute sich unendlich auf das große Jagd-Rennen. Er wollte den steilen Berg, statt wie es bisher geschah, kurz bergab zu galloppiren, mit einem einzigen Sprunge, — welcher, wenn er allerdings gelang, ihn zum ziemlich gewissen Sieger machte, — überwinden. Es waren das immerhin 20 Meter, welche das Pferd im rasenden Lauf plötzlich bergab zu springen hatte! Kam es auf die Beine und hatte sich nichts gebrochen — dann gut! Wer konnte aber dafür stehen? Und was wurde, wenn es stürzte? Roß und Reiter waren mit ziemlicher Sicherheit verloren.

Doch, wer hätte jemals einem passionirten Reiter etwas auszureden vermocht?

Meine letzte Hoffnung setzte ich auf unsere gemeinsame Freundin, die Gräfin la Roche, welcher ich geschrieben, und die mir die frohe Nachricht hatte zukommen lassen, daß sie zu jener Zeit auch in Baden sein werde.

Am letzten Manövertage verlor der Graf beim Heimritt seinen St. Georgsthaler; er kehrte um, doch wie das zu erwarten, war sein Suchen vergeblich.

Das hatte ihm für den Tag gründlich die Laune verdorben und noch unter diesem Einfluß fuhren wir nach Baden. Dort angekommen, suchten wir die vorausgesandten Pferde auf, kleideten uns um, und gingen in den Klub. Nach Tisch wurde das übliche Roulette aufgeschlagen, woran wir uns Anfangs nur schwach beteiligten, doch den Freund verfolgte das Glück auf eine so fabelhafte Weise, daß er in kurzer Zeit nicht nur die ganze Bank sprengte, sondern auch noch bei der nachfolgenden Quinze so ziemlich der Einzige war, der gewann. Ein hoher Berg von Scheinen und Goldstücken hatte sich vor seinem Platze gehäuft, und unmöglich war es die Beute der Nacht in den Taschen zu bergen Adolf befahl seinen Paletot, und ihn lang auf den Tisch breitend, häufte er den

gewonnenen Mammon hinein. Ein Wagen war nicht mehr zu haben, und so faßten wir Jeder an eine Seite an und trugen ihn nach unserm Hôtel, wo wir ihn schwer auf den Teppich niedergleiten ließen. Nach flüchtiger Schätzung waren es immerhin 2 bis 300,000 Thaler, die damals in Banknoten, Wechseln und Gold auf dem Boden lagen, doch eine rechte Freude machte der Gewinn dem Grafen nicht, er war seit Mazeppa's Tode sehr verändert; ich sah deutlich, daß eine innere Unruhe ihn förmlich verzehrte und zu immer neuen Tollheiten trieb. Was konnte ich thun? Auf den guten Einfluß der Gräfin hoffen und das Beginnen des neuen Lebensjahres abwarten, denn im April wurde der Graf 31 Jahre und an dem Tage hatte sich der Unkenruf der Alten ja von allein gerichtet. Am nächsten Morgen wollte Adolf noch einen kurzen Galopp über die Bahn machen, während ich mich zum Empfange der Gräfin auf den Bahnhof begeben und sie in ihr Hôtel begleiten sollte. Gleich auf der Hinfahrt teilte ich ihr meine Sorgen und Befürchtungen mit, verschwieg auch nicht den Umschwung, welchen seine Vermögensverhältnisse erfahren. Die Gräfin nahm innigen Anteil an meinen Sorgen und ver-

sprach, all ihre Ueberredungskünste anzuwenden, um den Freund wieder in ruhigere Bahnen zu lenken.

Unterdessen waren wir im Hôtel angelangt, von wo nach kurzer Toilette ich die Gräfin zum Kurhause führte, dort wollte Graf Adolf gegen zwölf Uhr eintreffen.

Wie herrlich saß es sich doch unter den schattigen Bäumen, bunt und zusammengewürfelt war die Gesellschaft, welche sich aus allen Teilen der Erde dort alljährlich versammelte, manch zerstörte Existenz, manch wilde und abenteuerliche Vergangenheit stand Einzelnen der Vorüberwandelnden auf dem Gesicht geschrieben. Durch meinen öfteren Aufenthalt in Baden und den andern Spielbädern war mir eine große Zahl dieser internationalen Berühmtheiten oder, besser gesagt, berüchtigten Persönlichkeiten, bekannt geworden, und so konnte ich der Gräfin einen Theil ihrer oft sehr interessanten Vergangenheit schildern.

Auch an Vertretern des schönen Geschlechts hatte das Bad durchaus keinen Mangel, doch es war meistens ein trauriges Brod, wenn auch aus seltenen Gerichten und theuersten Weinen bestehend, wovon diese Hyänen der Spielbank sich nährten. In Sammt

und Seide rauschten sie dahin und waren doch dankbar, wenn man ihnen — statt sie eines Wortes für Wert zu halten — einige Goldstücke hinwarf. Ein großer Teil hatte dereinst bessere Tage gesehen, war im Luxus und Wohlleben aufgewachsen, hatte vielleicht im eigenen Hause geachtet und geliebt bei Gatten und Kindern geschaltet. Dann war eine Stunde der Versuchung gekommen, nicht stark genug, um als Siegerin daraus hervor zu gehen, war sie gefallen!

Nach dem ersten Fall rollt der Lebensweg eines Weibes ja nur zu rasch bergab!

Und ist erst das Erkenntniß da, was sie Alles nach dem Falle verloren und wie unendlich wenig sie dadurch gewonnen, dann giebt es nur ein Mittel, die wahnsinnige Reue und die ewigen Selbstanklagen zum Schweigen zu bringen. Es ist Betäubung!

Welcher Mann wäre imstande ein Leben zu führen, wie es manche dieser Gefallenen Jahre lang thun.

Und das Ende?

Ein Sprung ins Wasser — oder das Spinnhaus — das Spittel — oder noch etwas Schlimmeres. —

Ich langte die Uhr heraus und äußerte meine

Verwunderung über des Freundes Ausbleiben, als aus der Kastanien-Allee ein hervorragend schöner Viererzug bog und aus dem schärfsten Trabe auf der Stelle parirt wurde. Vom Bock sprang der Graf, welcher nach herzlicher Begrüßung uns einzusteigen bat, um seinen neuen Zug zu probiren. Wir be- oder richtiger erstiegen das hohe Gefährt und jagten in sausendem Tempo die alte Allee entlang nach dem Iffenheimer Platze. Wie das nicht anders zu erwarten, hatte sich das Glück des Grafen ums unendliche vermehrt, schon am frühesten Morgen im Orte verbreitet und es war gut, daß er noch immer die alte Regel befolgte, keinen Brief zu öffnen, denn die Zahl der Bettelschreiben war am Nachmittage schon bis ins zweite Hundert gestiegen.

Graf Adolf war über Nacht die interessanteste Persönlichkeit Baden-Badens geworden, wo er sich zeigte drängte sich das Publikum ihn zu sehen, und es machte ihm eine unbeschreibliche Freude, sein Gold mit vollen Händen wieder von sich zu werfen.

Leider konnte Gräfin la Roche, ihrer Trauer wegen, sich nicht entschließen mit uns nach dem Rennplatze zu fahren.

Dort war bereits das Gerücht verbreitet der Freund wolle vom Berge mit einem einzigen Sprunge hinunter.

Alte, gewiegte Sportsmens schüttelten lächelnd den Kopf und sagten nichts.

Junge eilten, um sich den Berg darauf hin noch einmal zu betrachten, auch das Publikum wollte sich von der Möglichkeit dieses Unternehmens überzeugen und war nur schwer von der Bahnpolizei davon zurückzuhalten.

Schließlich muß die Sache aber doch zu Ungunsten des Grafen entschieden sein, denn die Wetten wurden, je näher das Jagdrennen kam, desto ungünstiger für ihn ausgeboten.

Es lag auch wohl hauptsächlich daran, daß ganz vorzügliche, von seit Langem schon bekannten und bewährten Reitern gesteuerten Pferde konkurrieren sollten, während das des Grafen noch ein Neuling auf der Bahn war.

Doch mein Vertrauen war so fest, daß ich alles, was ich an Geld bei mir führte, in den Totalisator auf Adolfs Nummer schob.

Es war ein stolzes Feld, welches damals um den

Kaiserpreis stritt, was wir an schneidigen Bahnreitern aufzuweisen, war in den Sattel gestiegen. Mit dem Glase verfolgte ich das Rennen. An einzelnen Hindernissen blieb wohl Einer liegen, Einer brach aus, doch deutlich erkannte ich unter den vier Ersten des Freundes Gestalt.

Das Rennen ging das zweite Mal die Bahn herum. Massenhaft, unaufhaltsam drängten sich Sportsmens und Publikum dem Berge zu, hier mußte sich der Sieg entscheiden!

Das Tempo war schon derartig stark, daß ein Zulegen unmöglich.

Da kam der Erste!

In zwei Sätzen oben — weit zurückgelegt trieb er sein edles Thier in schräger Richtung den Berg hinab.

Dicht dahinter, fast an den Gurten des Vorderen liegend, folgte der Zweite.

Zwanzig Schritte trennten die beiden zunächst kommenden Reiter von jenen.

Adolf war Vierter — hoch auf im Sattel richtete sich seine schlanke Gestalt — keine Wimper zuckte — fest bohrten sich seine Augen auf einen Punkt — ein

Paar Sprünge und er lag als Dritter im Felde — zwei Sätze und er hielt oben — eine Sekunde — atemlos starrte die Menge auf das tolle Beginnen — einen weiten, mächtigen Satz — und — dem Ziele zu — die Konkurrenten um drei Längen schlagend — stürmte die Stute.

Unter dem brausenden Hurrah der Massen, unter dem unbeschreiblichen Jubel der Menge ritt Graf Adolf als Erster durchs Ziel.

Leicht im Sattel sitzend, die Zügel dem Träiner überlassend, der die Stute gewendet und zurück durchs Ziel führte, grüßte der Graf nach allen Seiten.

Während er zur Wage ging, erhielt ich am Totalisator den dreißigfachen Einsatz!

Und dann kam der Moment, in welchem der Freund, die Stufen in die Höh' schreitend, vor seinen Kaiser treten durfte.

In Demut beugte er ein Knie vor dem Kaiserlichen Heldengreise, welcher ihm, mit der nur Kaiser Wilhelm eigenen Huld und Gnade, Seinen Preis mit einigen, den Freund so unendlich beglückenden Worten überreichte.

Ein nasser Schimmer, ein Widerschein jenes stolzen

Glücks und jener innigen Freude, welche des Grafen Brust schwellen machten, stand beim Hinunterkommen in seinen strahlenden, schönen Augen.

Und glücklich der Mann, dem eine solche Stunde beschieden!

Für sie allein, lohnt es sich gelebt zu haben.

Und Graf Adolf hatte deren ja so viele gehabt!

Es war ein froher Tag! fröhlich bis zu Ende verbrachten wir ihn!

Wie freudig bewegt sprach Gräfin la Roche ihre Glückwünsche aus.

Graf Adolf ließ sich vor ihr auf ein Knie nieder und bat, den Preis, welchen ihm sein Kaiser soeben verliehen, welcher das Kostbarste von Allem, was er besaß, von ihm als ein Zeichen seiner unendlichen Verehrung anzunehmen.

Gräfin la Roche hob den Mann, den sie mehr liebte, als Alles in dieser Welt, empor, schloß seinen Kopf in ihre Hände und hauchte drei Küsse auf die Stirne.

Da erwachte das ohnehin erregte Blut des leichten Reiters.

Er schloß jenes stolze, schöne Weib in seine Arme und hielt sie lange, lange umschlungen.

Ich aber schlich mich leise hinaus.

Und als ich mit dem Freunde an froher Tafel saß und er das Glas erhob, um seinem Kaiser dieses mit zündenden Worten zu weihen, da schien es mir, daß seine Kraft noch ewig dauern würde.

Doch auch dieser Tag verging!

Am Morgen begab ich mich spät zum Freunde.

Er lag noch im Bette und klagte über Schmerzen in der Brust.

Aerzte kamen, Aerzte gingen! Keiner wollte Rede stehen.

Ein junger Stabsarzt, dem ich versicherte, daß wir ja keine Weiber, sondern Männer, die den Tod schon manches Mal gefaßt ins Auge gesehen, stellte die Prognose, daß der Graf schwindsüchtig, und wohl kaum das Frühjahr erleben würde.

Seine Natur hatte all den Anforderungen der letzten Zeit nicht mehr standhalten können, die Aufregung von gestern hatte ihr den Rest gegeben.

Langsam erholte er sich etwas.

Es kam der Herbst. Die Aerzte drängten uns ein südliches Klima aufzusuchen. Vielleicht Meran.

Doch der sonst so lenksame Freund wollte davon nichts wissen, wollte in der Heimat bleiben.

Ein Entschluß mußte gefaßt werden.

Die Freundin schlug vor, den Grafen nach dem Valogne zu bringen. Er willigte ein und wir reisten ab.

Die berühmtesten Aerzte wurden nach dem Schlosse gerufen, sie alle haben sich dem Urteil des Stabsarztes damals angeschlossen: Bei sorgfältigster Pflege würde der Kranke „vielleicht" noch das Frühjahr erleben! —

Also: wenn die Natur sich von Neuem verjüngen, wenn die Triebe zu frischem Leben erwachen würden, dann sollte ich auch noch den besten, treuesten Freund verlieren! —

Ich hielt es für das Geratenste, der Gräfin die Wahrheit zu sagen; furchtbar muß der Schmerz gewesen sein, welche diese der edeln Frau bereitet hat. Doch sie kämpfte ihn allein, in der Einsamkeit ihres Zimmers mit ihrem Gott und sich durch.

Nur bleicher, nur um Vieles ernster, erschien sie am Abend am Lager des Freundes.

Alles, was unsere Erde dem Kranken zu bieten vermochte, wurde von den gütigen Besitzern des Schlosses herbei geschafft. Der November schenkte uns noch einige herrliche Tage; der Graf konnte sie außer dem Bette in einem bequemen Sessel auf der Terrasse sitzend verbringen. Weithin in die jetzt deutschen Lande schweiften unsere Blicke, wir sprachen viel von jenen schönen Tagen, die ihren Besitzwechsel verursacht hatten. Ab und zu kamen Bekannte, die ihre alten Garnisonen mit neuen im Reichslande hatten vertauschen müssen, und froh waren, einen Nachmittag im Familienkreise zubringen zu können. Sie Alle waren entsetzt über den Zustand und das Aussehen Graf Adolfs. Doch dieser selbst war immer heiter, immer guter Laune. Mit Heldenmut bekämpfte er jede trübe Anwandlung und machte sich und uns dadurch die schon so genugsam schwere Zeit um unendlich Vieles leichter. Anfangs glaubte ich, daß er seinen Zustand für nicht gefährlich ansah, doch aus einigen manchmal hingeworfenen Worten erkannte ich zu meinem Bedauern, daß er ebenso wie wir, von der Hoffnungs-

losigkeit desselben überzeugt war. Vielleicht war es gut, vielleicht besser so! doch manchmal krampfte sich mein Herz in wildem Weh zusammen.

Warum durfte der herrliche Freund nicht auf stolzem Roß, den Säbel in der Faust, einen schnellen ruhmvollen Soldatentod sterben? Mußte gerade er, der Bewegung und frisches, frohes Leben so bedurfte und liebte, langsam dahinsiechen! —

Doch mein Mut richtete sich immer von Neuem an dem jener Frau im weißen Gewande auf. Wie unendlich mehr mußte sie leiden! Dem Freunde zu Liebe hatte sie das schwarze Trauergewand abgelegt und erschien nun vom frühen Morgen an im frischen Weiß. Wie auf Verabredung bemühte sich Jeder von uns, in Gegenwart des Kranken ein heiteres Wesen zu zeigen.

Der November verging und machte dem letzten Monat des Jahres Platz. Schnee und Regen wechselten mit eisigen Winden und fesselten uns an die mächtigen Kamine des alten Schlosses, wo wir dem Heulen des Sturmes lauschten, wo wir mit dem alten General unsere Kriegs- und Friedens-Erlebnisse eintauschten und wo wir endlich überaus gemütliche

Stunden im Kreise der Bewohner und der ab und zu eintreffenden Gäste verlebten.

Wie herrlich wäre jene Zeit gewesen, hätten wir nicht immer an den Ausspruch des Arztes: Wenn der Frühling kommt — wird sein Leben schwinden! uns erinnern müssen. Auch der Freund fand an solchen Abenden seine alte frohe Laune wieder und hell klang sein Lachen wie dereinst in alten Tagen.

Beim Glase feurigen Rheinwein und einer guten Cigarre verrannen die Stunden wie Minuten. Fingen wir doch wieder an, wie dereinst im Kriege, mit unserer Zeit zu geizen. Leider wußte ich aber diesmal nur zu gewiß, daß des Freundes Stunden genau gezählt waren.

Gegen Weihnachten fühlte sich der Kranke etwas wohler, zur Freude Gräfin la Roches sprach er ab und zu Verlangen nach einem Lieblings-Gericht oder einer Sorte Wein aus. Die Aerzte hatten auf unser Befragen ihm Alles gestattet. Denn warum den langsam Dahinsiechenden quälen, wenn ihm doch nicht zu helfen war, äußerte sich der verständige Hausarzt. —

Die Tage vor dem Fest verliefen in freudiger Erregung, von weit her waren Zeichen der Liebe und

Freundschaft für unseren Kranken eingetroffen, wir selbst hatten uns gemüht, ihm einige Wünsche abzulauschen, um deren Erfüllung unter den Christbaum zu legen.

Mit Lust gingen wir ans Ausschmücken und wie Kinder freuten wir uns auf den Moment, an dem unser Kranker das gelungene Werk sehen sollte. Alle waren bestrebt, das Fest dem theueren Manne noch einmal zu einem recht, recht frohen zu machen.

Da traf gegen Mittag des 24. Dezember noch ein Dienstschreiben an den Grafen ein. Ich öffnete es, wie alle anlangenden Briefe, und fand seine Ernennung zum Rittmeister darin.

Das war eine unerwartete, und wie ich den Freund kannte, die größte Freude, welche ihm noch hienieden widerfahren konnte.

Eilig verabredete ich Stillschweigen bis zum Abend, löste von meinem Helm zwei Sterne und befestigte sie auf des Grafen Achselstücke, und baute dann das mit Lorbeer umrahmte Patent oben auf unter den Lichterbaum.

Nachdem dieser angezündet, trat ich in Uniform in des Freundes Zimmer. Was ich erwartet, traf

ein. Der alte Reiteroffizier wollte nun gleichfalls in seines Königs Rock das Fest begehen. Rasch half ich ihm beim Ankleiden, und ohne daß er die neuen Sterne auf seinen Schultern gewahr geworden, leitete ich ihn in den Saal.

Dort angekommen, legte die Gräfin den Arm in den Graf Adolfs, und führte ihn langsam dem Baume zu.

Wehmütig umstanden wir den geliebten Mann, wußte doch ein Jeder, daß es das letzte Mal sei, an dem er Weihnachten auf Erden verleben werde.

Und auch Graf Adolf dachte daran!

Sinnend streiften seine Blicke hinweg über die Lichter und blieben hoch oben am Baume haften. Dort breitete der Engel seine Flügel aus, war es doch, als wenn er uns Allen seine frohe Botschaft von der Geburt unseres Heilandes von Neuem verkündigen wollte.

Giebt diese Geburt doch uns Christen erst ganz allein den rechten Mut zum Sterben!

Wie schrecklich muß dem Menschen der Tod erscheinen, der nicht auf Gott und seinen Erlöser hofft?

Denn wie schwer wird es dem Gläubigen schon, sich ein Bild von jenem Leben im Jenseits zu machen!

Der Leib bleibt hier! Er wird zu Asche!

Was aber wird aus unseren Seelen?

Was ist aus den Seelen all der Milliarden geworden, welche vor uns die Erde verlassen haben?

Ach, käme doch nur ein einziges Mal ein Einziger wieder zurück, um uns Kunde vom Jenseits zu bringen! —

Wieviel besser würden die Menschen werden, wenn sie sicher wüßten: es giebt eine Vergeltung. —

Und es muß eine geben! Es muß irgend ein rächender und belohnender Richter uns dereinst erwarten. Wir nennen ihn Gott. — Andere Völker haben ihn anders genannt.

Alle Menschen aber haben seit Schaffung der Welt an ihn geglaubt. —

Erst der heutigen Zeit ist es vorbehalten gewesen, die trostlose Lehre im Volke zu verbreiten: Daß mit dem Tode Alles abgeschlossen ist.

Steht doch in goldenen Lettern breit und groß auf einem Kirchhofsthor unserer Hauptstadt, allen Vorübergehenden weithin sichtbar:

„Iß, trink und laß Dirs wohlergehn!
Kein Jenseits giebt's — Kein Wiedersehn! —“

Wenn wir schon soweit gekommen — wohin werden wir dann noch treiben?

Gerne gebe ich zu, daß unsere Vernunft, unser Denken und alle Naturgesetze gewaltsam dahin drängen, uns das menschliche Sein auf natürliche Weise zu erklären; uns ein Jenseits, als unmöglich zu beweisen.

Doch, bei Gott ist kein Ding unmöglich. Und Er, der die große Schöpfung vollendet, Er wird auch soviel vermögen, um sich und den Gestorbenen ein Reich zu schaffen, in dessen Sein und Treiben wir kleinen Menschenkinder mit unserem schwachen Verstande nicht eindringen können.

Es giebt ein Jenseits!

Das glaubte auch Graf Adolf, als er stumm, mit gefaltenen Händen, dem Liede:

„Vom Himmel hoch — da komm ich her —“

lauschte, welches Kinder vom Valogne sangen.

Als diese geendigt, ließ das Geheimniß dem alten General keine Ruhe mehr. Er trat an den Freund heran, that erschrocken, und gratulirte auf die Sterne deutend dem neuen Rittmeister, welcher aber in

Wirklichkeit selbst erschrocken war. Erst als wir ihm durch seines Kaisers Unterschrift die Wahrheit bewiesen brach heller Sonnenschein auf seinen schwermütigen Zügen hervor.

Die letzte, große Freude hatte ihm sein Kaiserlicher Kriegsherr bereitet, und unter dieser Stimmung verlief der Abend so schön, wie es ohne diesen Gnadenakt nie möglich gewesen wäre.

Und als beim Nachtmahl eine Depesche vom Regiment dem neuen Rittmeister Grüße und Wünsche brachte, stand dieser auf, füllte sein Glas und leerte es auf das Wohl seines geliebten Kaiser Wilhelms. Kurz will ich noch der Geschenke gedenken, welche des Grafen Freundschaft für uns ersonnen.

Abgesehen, daß er einige Treibhäuser ihrer Blumen und Früchte hatte berauben lassen, um sie der Freundin zu verehren, schenkte er Jedem von uns Beiden sein Bild. Vorne stand er selbst in Uniform, im Hintergrunde Mazeppa kriegsmäßig gerüstet, zwei Lieblingshunde ruhten zu seinen Füßen.

Außerdem steht heute noch vor mir jenes Schreibzeug, welches der Freund mir damals aufgebaut. Es stellt zwei mächtige Eichbäume dar, Blätter und Eicheln

schlingen sich um eine junge Anpflanzung. Außer mir war nur ihm der Sinn der selten kunstvollen Arbeit bekannt.

Und wie er Unserer gedacht, so hatte er mit wahrhaft fürstlicher Freigebigkeit auch alle Leute im Schlosse beschenkt.

Des Festes-Glocken waren verklungen, mit Riesenschritten gingen wir dem Frühjahr entgegen.

Unheimlich erinnerten uns täglich die zunehmenden Tage an jene entsetzlichen Worte: Wenn der Frühling kommt — wird sein Leben schwinden!

Ab und zu kamen Stunden, in denen wir hofften, daß die Aerzte sich dennoch getäuscht haben könnten, daß die Natur des Grafen siegreich aus dem Kampfe mit dem langsam zehrenden Uebel hervorgehen werde.

Doch schon die nächsten Tage brachten uns meistens die trostlose Gewißheit, daß die Kräfte des geliebten Freundes immer mehr und mehr abnahmen.

Es ist doch ein wunderbares Wirken der Natur, statt bei ihrem eigenen Erwachen nun auch Kranken und Leidenden neue Kräfte und Säfte zu verleihen, entzieht sie ihnen ganz allmälig auch noch die letzten.

Der April schenkte uns schöne Tage, in deren

Mittagsstunde wir den Fahrstuhl des Grafen in die wärmenden Sonnenstrahlen der Terrasse schoben, dort saß er Hand in Hand mit der geliebten Freundin im wehmütigen Geplauder.

Ihre Herzen hatten sich unlöslich gefunden. — Ihre Lebenswege sollten bald durch die unerforschliche Allmacht des Höchsten für immer getrennt werden.

Sanft und ruhig, gestärkt durch das heilige Abendmahl, im vollen Vertrauen auf seinen Erlöser und auf ein dereinstiges Wiedersehen nach der großen Reveille schlief Rittmeister Graf Adolf am 11. April sanft und ruhig in den Armen der Gräfin de la Roche auf dem Schlosse Valogne ein. —

Bis zum Begräbniß hielt die Riesenkraft der Gräfin aus, dann brach auch sie zusammen.

Die Freundin verfiel in ein langes, schweres Nervenfieber, von dem sie sich nur langsam erholte.

Ich aber ergriff den Wanderstab und zog in ferne Erdtheile. —

Manchen alten Freund, der dereinst denselben Rock mit mir getragen, fand ich dort, und konnte mit ihm vom Verstorbenen plaudern.

Doch ob im Schnee und Eis, ob unter den

sengenden Strahlen der Tropen ich weilte — nie fand ich einen Menschen, der mir den fehlenden Freund ersetzt hätte.

Traurig und müde, als junger, einsamer Greis kehrte ich zur Heimat zurück.

Zwölftes Kapitel.

Nachschrift.

Sollte eine oder die andere meiner verehrten Leserinnen die große Liebenswürdigkeit haben und sich für Gräfin de la Roche und meine unbedeutende Person auch noch fernerhin zu interessiren; so will ich hier in aller Kürze berichten:

Daß die Gräfin, nachdem sie sich endlich erholt, sich mit rührender Pflichtreue der Pflege ihrer Eltern und der Verwaltung des Valognes angenommen hat.

Ich verbrachte einige Wochen in der Garnison, doch die alte Lust und Liebe zur Waffe war verflogen!

Es schien mir unmöglich, mich an den Gedanken zu gewöhnen, in Zukunft ohne den Freund dort leben zu sollen.

Ich kam um den Abschied ein und wollte von

Neuem den Wanderstab ergreifen, um als ruheloser, einsamer Mann die Welt zu durchziehen.

Ich hatte ja Zeit!

Daher beschloß ich, ehe ich dem Vaterlande für lange Lebewohl sagte, einen Abstecher nach Schloß Valogne zu unternehmen.

Ich betete, dort angekommen, am Grabe jener Frau, welche ich über Alles geliebt, und kniete an jener Stätte, die mir den unvergeßlichen Freund barg.

Zurückkehrend, traf ich Gräfin la Roche.

Ich wollte Abschied nehmen!

Doch sie bat, noch kurze Zeit zu verweilen.

Warum nicht? —

Ich hatte ja Zeit!

Unendlich viel Zeit!

Öde und zwecklos lag vor mir das Leben!

Acht Tage begleitete ich die Freundin durch Scheunen und Ställe, wir ritten über Felder und Wiesen.

Warum auch nicht?

Ich hatte ja Zeit!

Doch mir imponirte die Frau, welche unendlichen Kummer im Herzen, so still ihre Pflicht that.

Auf ihre Frage, wie es auf meinem Gute aus-

sähe, schämte ich mich ihr sagen zu müssen, daß ich seit langem nichts davon gehört.

Die Freundin mahnte mich an meine Pflicht.

Ob ich nach Westen, ob nach Osten ginge, mir war es gleich.

Ich hatte ja Zeit!

Ich langte auf dem Erbe meiner Väter an, streichelte meine alten Freunde im Stalle, fütterte sie mit Zucker und Brod, hing die Bilder der Gräfin Camira und Graf Adolfs in meinem Zimmer auf, und weilte bei ihnen im Regen. War der Himmel schön, ging ich hinaus in den Wald — mein Förster war tod — Niemand störte mich dort in meinen Träumen!

Ab und zu lief ein Brief aus dem Valogne ein, worin Gräfin la Roche in landwirtschaftlichen Angelegenheiten sich Rats erbat.

Ich theilte ihr ehrlich mit, daß ich davon keine Ahnung hätte.

Doch die Anfragen hörten nicht auf.

Schließlich befragte mich die Freundin, ob es mir recht sei, wenn sie auf einer mit ihrem Vater zu unternehmenden Reise einen Abstecher auf mein Gut unternehme.

Ich schrieb natürlich bejahend zurück und begann Alles in einen würdigen Zustand zum Empfange der Gäste zu setzen.

Anfangs arbeitete ich für die Freundin, ich wollte mich von einer Frau nicht beschämen lassen!

Doch als die verkündete Reise durchaus nicht angetreten wurde, hatte ich Lust zur Arbeit bekommen!

Ich holte nach, was ich in den langen Jahren versäumt, und that es mit Lust und Liebe.

Mein Briefwechsel mit dem Valogne wurde reger. Allwöchentlich tauschten wir unsere Freuden und Leiden, in langen Schreiben aus.

Vor einem Jahre starben kurz nach einander Graf und Gräfin Valogne.

Jetzt, nach dem das Trauerjahr vorüber, muß Gräfin la Roche einen Entschluß über ihre Zukunft fassen!

Sie ist noch zu jung, um allein auf dem Schlosse zu leben, und befrägt mich um Rat.

Was soll ich antworten?

Jedenfalls muß ich hinreisen!

Ist es möglich; daß, über Gräbern neues Glück erblüht? —

Ende.

Inhalt.

		Seite
I.	Ein Duell und seine Folgen	1
II.	Ostende	47
III.	Krieg	67
IV.	Camiras Tod	111
V.	Im Rheingau	149
VI.	Am Main	186
VII.	Schicksals-Wendung	215
VIII.	Reiterleben in kleiner Garnison	239
IX.	Jagd- und Liebesmahl	261
X.	Karlsbad	277
XI.	Schluß	302
XII.	Nachschrift	331

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.